

# **Schlesische Monatshefte**

## **Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat**

---

**Nummer 4**

**April 1931**

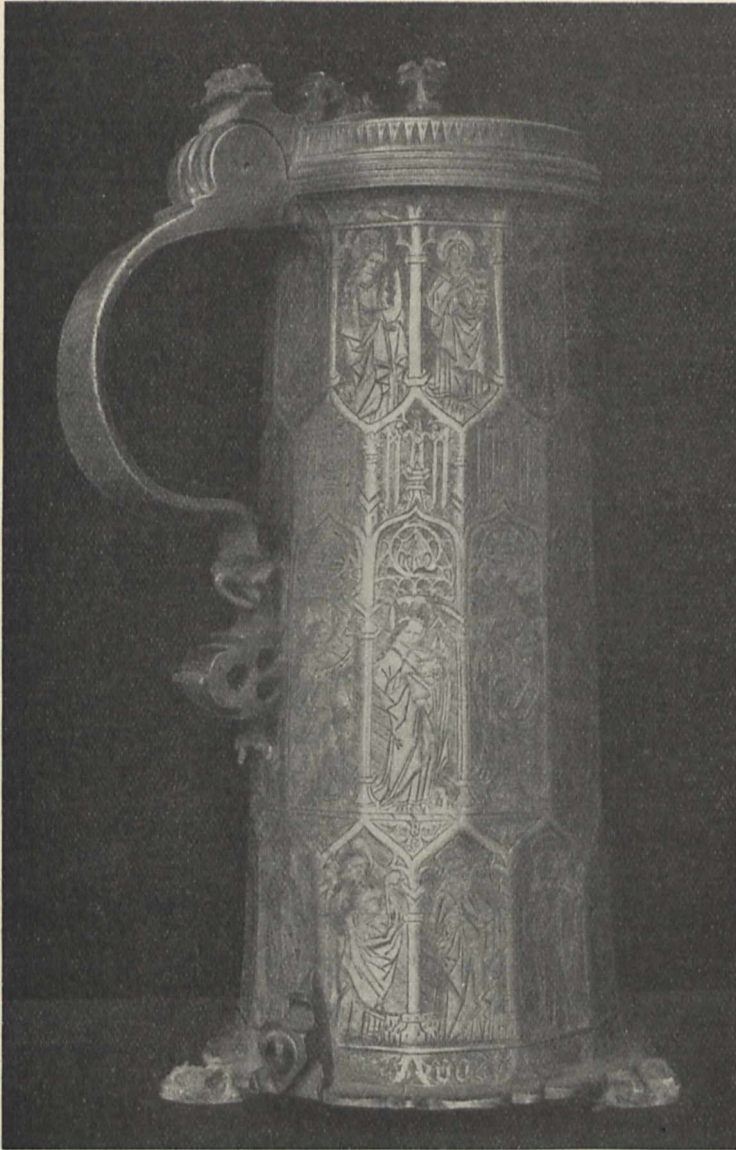
**Jahrgang VIII**

---

In der Zeit vom 15. bis 22. März fand unter dem Protektorat des Reichspräsidenten zum ersten Male eine Reichs-Handwerks-Woche statt, deren Zweck es war, auf die Bedeutung des Handwerks hinzuweisen. Dem werbenden Gedanken, der in dieser Kundgebung zu Tage trat, möchten wir noch einen besonderen Nachdruck verleihen, indem wir dieses Heft als ein Sonderheft dem schlesischen Handwerk widmen. In ihm sollen aus berufener Feder die wirtschaftlichen Notstände, aber auch die hohen Werte unseres heimischen Handwerks und besonders unseres Kunsthandwerks in Wort und Bild anschaulich vor Augen gestellt werden. Möge die Reichs-Handwerks-Woche und auch dieses Heft dem schlesischen Handwerk zum Segen gereichen.

**Die Schriftleitung**  
**der Schlesischen Monatshefte**  
Landsberger

**Der Kulturbund Schlesien**  
Streit



**1. Zinnkanne der Breslauer Bäcker (1497)**  
Schlesisches Museum für Kunstgewerbe u. Altertümer

## Das Handwerk in Schlesien

Von DR. PAESCHKE

1. Syndikus der Handwerkskammer, Breslau

Mit der schlesischen Stadt- und Kulturgeschichte ist von Urbeginn an kaum ein Berufsstand so eng verknüpft gewesen wie das Handwerk. Die Besiedelung Schlesiens und seine Wiedergewinnung zum Deutschtum wäre ohne die deutschen Handwerker niemals geglückt. Auf den Ruf der weitsichtigen schlesischen Herzöge aus dem Piastenstamme kamen mit den deutschen Rittern und Bauern auch die Handwerker aus allen Gauen des deutschen Reichs herangezogen und bildeten in den mit deutschem Stadtrecht begabten, aufblühenden Stadtgemeinden Schlesiens bald einen der bedeutendsten und angesehensten Stände. Schon im Jahre 1300 konnten in Breslau nicht weniger als 28 Gewerbe gezählt werden, welche größtenteils in Gilden und Zünften zusammengeschlossen waren, die auf ihre, ihnen von schlesischen Fürsten verliehenen, Rechte und Privilegien trotzig pochten und die von Jahr zu Jahr an Wohlhabenheit und Grundbesitz wuchsen.



2. Zinnkanne der Neisser Bäcker (1492)  
Bes. Baurat Manz, Stuttgart

Unter ihnen zeichneten sich besonders durch die Zahl und den Reichtum ihrer Berufsgenossen die Zünfte der Weber, Gerber, Fleischer, Kretschmer, Kürschner und vor allem der Tuchmacher aus. Allein die Breslauer Tuchmacher, in die Zünfte alter und neuer Stadt geteilt, waren in der Lage, im Jahre 1330 neunhundert Gewappnete aufzustellen.

## Die Blüte des Handwerks

Das war die Zeit, in der mit vielem Rechte von dem goldenen Boden des Handwerks gesprochen werden konnte. War doch damals das Handwerk die einzige Form der Gütererzeugung. Die Maschine, als Produktionsmittel, war noch nicht erfunden, und die Herstellung erfolgte wegen der Schwierigkeiten des Gütertransports in der Hauptsache für die Bürgerschaft aus dem Weichbilde der Stadt, in welcher der Handwerker ansässig war, welche ihrerseits durch scharfe Dekrete des Rates gezwungen war, ihre Ansprüche an Wohnung, Kleidung und Nahrung allein bei dem zünftigen, ortsangesessenen Handwerker zu decken.

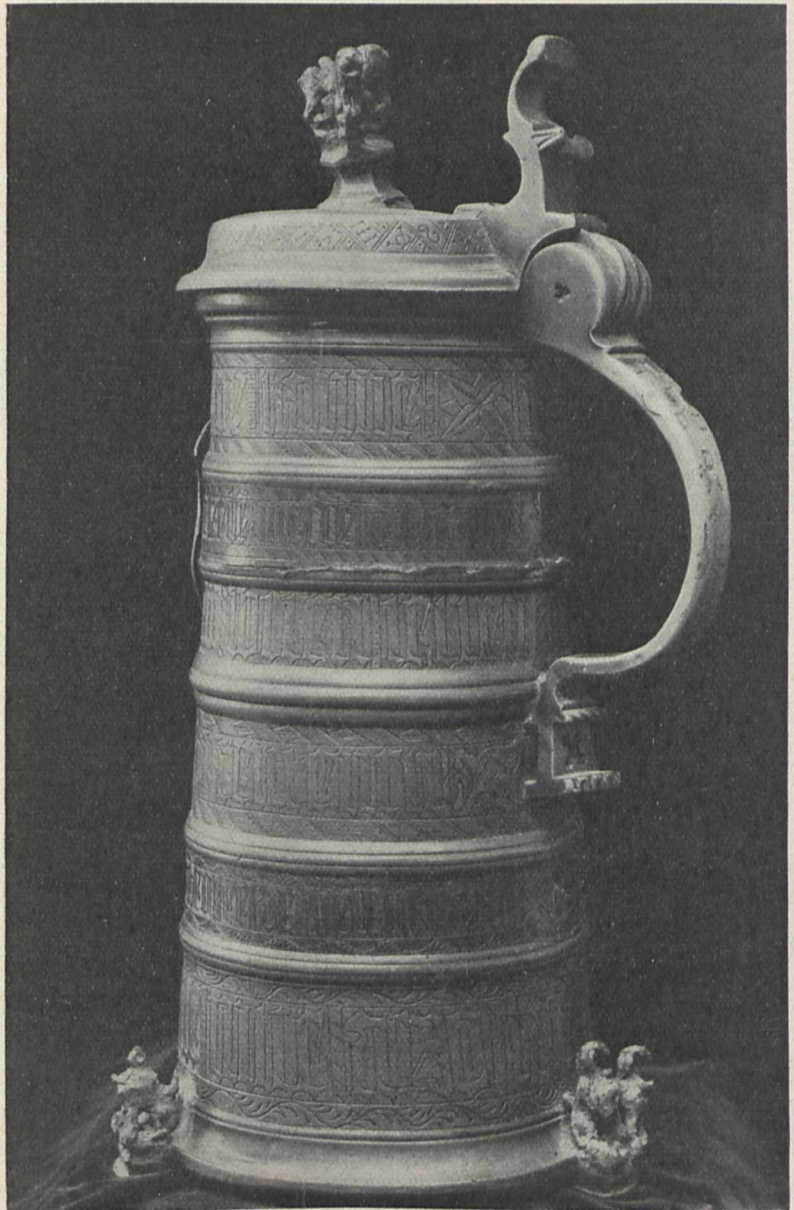
Aber gerade die wirtschaftlich kräftigsten Handwerker, die Tuchmacher und Weber, hatten auch für den von der Kaufmannschaft, deren Mitglieder Patrizier waren, geleiteten Export zu arbeiten. Und hieraus entwickelte sich bald ein scharfer Konfliktsstoff, da die Kaufleute aus eigenem Nutzen die Preise den Erzeugern der von ihnen exportierten Waren künstlich gedrückt hielten und damit eine Unzufriedenheit hervorriefen, die sich bald in Aufständen der Zünfte Luft machte. Auch politische Beweggründe traten hinzu, indem die auf ihre Unentbehrlichkeit und Waffenmacht pochenden Zünfte ausreichende Vertretung ihrer Interessen im Rate der Stadt forderten.

Der schwerste Zusammenstoß zwischen Zünften und Patriziern fand in Breslau am 18. Juli 1418 statt, wo die durch die Abweisung ihrer Forderungen tödlich beleidigten Handwerksmeister unter der Führung der Tuchmacher und Fleischer die Köpfe von einem Bürgermeister und sechs Ratsherren an der Staupsäule des Rathauses in den Sand rollen ließen. Auch in den anderen schlesischen Städten sind derartige Aufstände zu verzeichnen. Aber der Böhmenkönig Sigismund, unter dessen Oberhoheit Schlesien stand, schaffte bald mit blutiger Hand Ordnung und brach die bisherige Macht der Zünfte.

Da die Handwerker politische Ehren zu erringen nicht mehr in der Lage waren, suchten die Zünfte um so mehr ihre Berufsgenossen zu der größtmöglichen Höhe gewerblicher Tüchtigkeit zu erziehen. Die höchste Blüte deutscher Handwerkskunst erschloß sich in Schlesien im 15. und 16. Jahrhundert. Leider werden die reichen Schätze schlesischer Handwerkskunst von der einfachen Holzkirche mit ihrer originellen Malerei und Holzschnitzerei und dem Bürgerhause an bis zu den hochragenden Klöstern, Domen und Palästen der Fürsten und Herzöge noch viel zu wenig gewürdigt, obwohl sie jeden Wettbewerb mit Augsburger und Nürnberger Arbeit aufnehmen können. Einzelne Erzeugnisse, wie die der schlesischen Leineweber, Tuchmacher, Glas- und Steinschneider, Töpfer und Brauer, erlangten Weltruhm und blieben lange Jahrzehnte hindurch eine ständige Quelle des Wohlstandes für ihre Erzeuger.

Eine besondere Eigenart des schlesischen Handwerks hat sich zum Teil sogar bis in die jetzigen Zeiten erhalten, nämlich, daß sich die Handwerker eines einzelnen Gewerbezweiges mit Vorliebe an bestimmten Orten ansässig machten, um damit diesen Ortschaften das Gepräge ihres

**3. Zinnkanne  
d. Schweidnitzer Bäcker (1498)**



**Ehemalige Sammlung Dr. Figdor, Wien**

Gewerbes aufzudrücken. So finden wir noch in Hirschberg, Landeshut, Peterswaldau, Langenbielau und vielen kleinen Ortschaften des Gebirges die Leine- und Bandweber. In Bunzlau sitzen die Töpfer, in Festenberg und Oels die Tischler, in Striegau und Neustadt OS. und früher in Neumarkt die Schuhmacher, in Jauer Wagenbauer, in Riemberg im Kreise Wohlau Messerschmiede, in Warmbrunn Steinschneider und in verschiedenen Orten des Gebirges die Glasmacher, Glasmaler und Glasschneider.

Mit den immer schwieriger werdenden politischen Verhältnissen und den ständigen Kriegen, unter denen Schlesien zu leiden hatte, welkte die Blüte des Handwerks dahin. Dazu kam der Siegeszug der alles gleichmachenden Maschine und des Großkapitals, das sich der Industrie

#### 4. Glasierte Tonschüssel (um 1550)



Schles. Museum für Kunstgewerbe und Altertümer

bemächtigte. Von vielen Seiten, sogar sehr angesehenen Volkswirtschaftlern, wurde der Untergang des Handwerks prophezeit.

#### Und jetzt?

Sicher stand es schlimm um das Handwerk. Namentlich die schrankenlose Gewerbefreiheit zehrte an dem Mark des soliden, tüchtigen Handwerks. „Billig und schlecht“ war leider Jahre hindurch das Urteil über deutsche Erzeugnisse.

Aber die Besten des Handwerks verzagten nicht. Es gelang in jahrelangen heißen Bemühungen, dem Handwerk eine moderne Gesetzgebung zu schaffen, in der die Hauptforderungen des selbständigen Handwerks verankert wurden. Und siehe da! das Handwerk blühte auf und selbst die Pessimisten sehen mit Staunen, wie das Handwerk durchaus noch nicht dem Tode geweiht ist, sondern im Gegenteil von Jahr zu Jahr sehr wächst und dem großen Publikum mit seinen Erzeugnissen ebenso unentbehrlich ist wie in der Zeit des Mittelalters.

Selbst der Weltkrieg und die Inflation haben diesen Siegeszug des Handwerks nicht zum Stehen gebracht, obwohl gerade dieser Berufsstand unter den Folgen des verlorenen Krieges und der Kapitalvernichtung noch jetzt schwer zu leiden hat.

Einige Zahlen sollen diese Behauptungen beleuchten. In den Provinzen Nieder- und Oberschlesien gibt es 85 000 Handwerksbetriebe mit 87 000 Betriebsinhabern. Zu ihnen gesellen sich rund 150 000 Arbeitnehmer (Gehilfen, Werkmeister, Techniker, kaufmännische Angestellte und Lehrlinge) und etwa 300 000 Angehörige. Demnach sind mit dem Wohl und Wehe des Handwerks beinahe eine halbe Million Menschen, d. h. über 12 0/0 der Gesamtbevölkerung

**5. Altar der Breslauer Goldschmiede  
aus der Breslauer Magdalenenkirche**



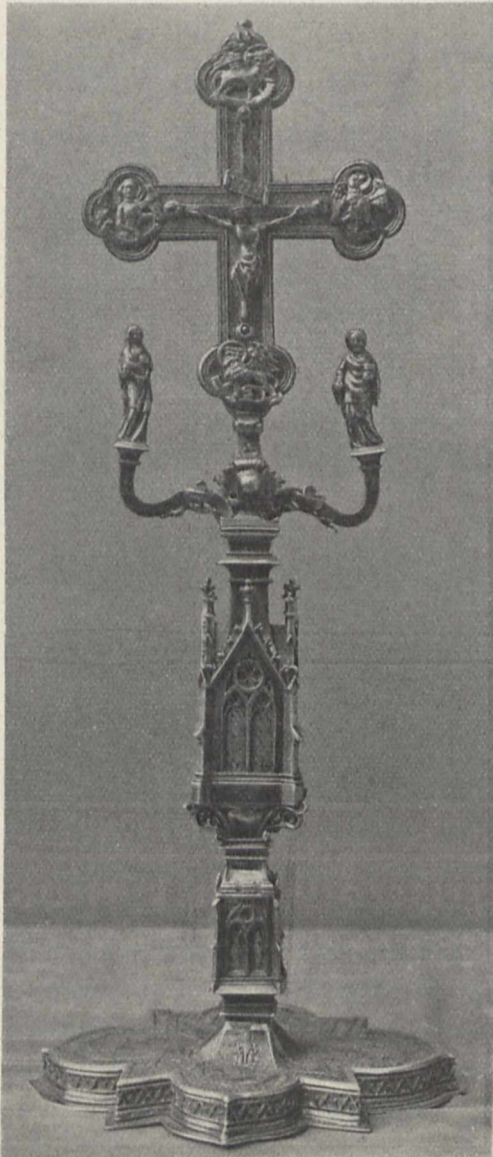
Schles. Museum für Kunstgewerbe u. Altertümer

von Schlesien, verknüpft. Das schlesische Handwerk produziert in jedem Jahre Güter im Werte von zwei und einer halben Milliarde Reichsmark! Aus den Zeiten des Zunftzwanges hat sich das Handwerk eine glänzende Organisation gerettet, die nun mit modernem Geiste erfüllt ist. Im Bezirk Breslau gibt es 528, im Bezirk Liegnitz 515 und in dem verstümmelten Oberschlesien noch 352 Innungen, die sich zu 58 Innungsfachverbänden und lokal zu 64 Innungsausschüssen zusammengeschlossen haben. Von 100 Handwerkern gehören 85 diesen gesetzlichen Organisationen des Handwerks an.

Wenn auch diejenigen Gewerbezweige, welche für die unbedingten Lebensnotwendigkeiten der Bevölkerung zu sorgen haben, stets Beschäftigung und damit auch kargen Verdienst finden, so sind doch die Folgen durch die neue Grenzgestaltung der beiden schlesischen Provinzen und die Abtretung von Ostoberschlesien und der wichtigen Provinz Posen sehr schwer und

belasten den Handwerkerstand auf das empfindlichste. Der innere Markt, auf den das Handwerk nach seiner ganzen Struktur in allererster Linie angewiesen ist, ist durch die Verluste wichtigen Hinterlandes in erheblichem Maße verkleinert worden. Dazu ist die Kauffähigkeit der schlesischen Bevölkerung ungeheuerlich gesunken. Die Arbeitslosigkeit, die in ganz Schlesien herrscht, macht sich daher nicht allein in den großen Massen erwerbsloser Arbeitnehmer bemerkbar, sondern zwingt auch die Unternehmer zu einem geradezu grotesken Konkurrenzkampfe untereinander, der dem Hunger nach Arbeit entspringt und löhnende, gewinnbringende Arbeit kaum mehr aufkommen läßt. Dazu die sich immer weiter ausdehnende „Schwarzarbeit“, d. h. die Übernahme von Arbeiten durch erwerbslose Facharbeiter, welche, um etwas zu verdienen, zu den geringsten Preisen arbeiten und es auch können, da sie sich aller sozialen Abgaben und Steuern entziehen. Diese allgemeine wirtschaftliche Not hat aber auch andere Berufskreise dazu gebracht, in das ureigene Arbeitsgebiet des Handwerks einzubrechen und ihm eine Konkurrenz zu bereiten, mit der in normalen Zeiten nicht gerechnet zu werden braucht. Auch die Arbeiten der öffentlichen Hand seien hier erwähnt, besonders wenn Gemeinden in falsch verstandener Sparsamkeit eigene Werkstätten in Betrieb nehmen und damit ihren steuerzahlenden Handwerksstand dezimieren und die Hennen schlachten, die ihnen goldene Eier legen.

Das schlesische Handwerk ist also auch jetzt noch ein höchst beachtenswerter Faktor im wirtschaftlichen Leben von Schlesien, aber es leidet ebenso wie die anderen Berufsstände unter den abnormen Verhältnissen der Wirtschaft bittere Not. Ja, die Notlage ist noch schlimmer, da es unter ganz besonders schwierigen Verhältnissen lebt und arbeitet: Auf der einen Seite seine Kapitalsschwäche, auf der anderen Seite die skrupellose Ausnützung dieser schwierigen Lage durch einen großen Teil



6. Pazifikale der Stiftskirche  
zu Liebenthal (1374)

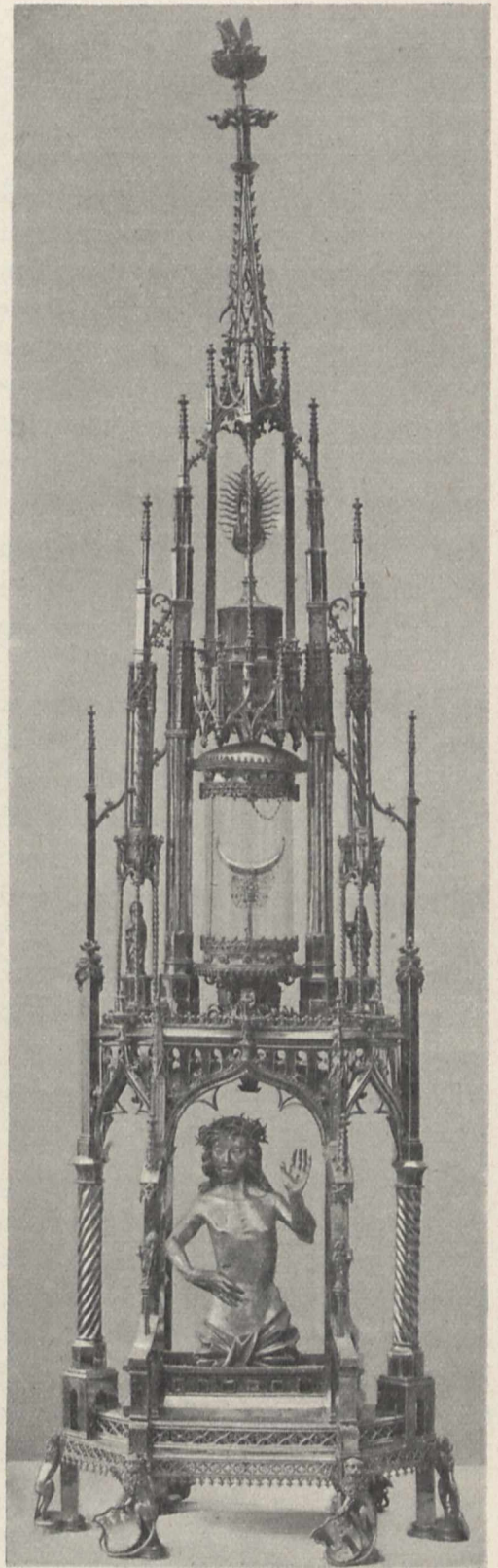


des konsumierenden Publikums, welches die Preise unerhört drückt und mit der Bezahlung ungebührlich lange warten läßt.

### **Die Zukunft.**

Unter diesen Verhältnissen ist es schwer, einen Blick in die Zukunft zu tun. Sicher ist das Handwerk, ebenso wie die anderen Stände Schlesiens, mit der Zukunft ihrer Heimat auf das engste verknüpft. Kein Stand darf infolge der Notverhältnisse völlig untergehen, sonst wird eine Lücke in das Gefüge der schlesischen, ja der deutschen Wirtschaft gerissen, die nicht mehr auszufüllen ist. Der deutsche Handwerker hat gemeinsam mit dem deutschen Bauer vor allem treu die Wacht in der schlesischen Grenzmark gehalten. Eine Vernichtung des schlesischen Handwerks durch die Not der Jetztzeit könnte unabsehbare Folgen für das Deutschtum in der Ostmark nach sich ziehen. Eine ausreichende wirksame Hilfe für das Handwerk ist demnach nicht nur eine wirtschaftliche, sondern auch eine politische und kulturelle Notwendigkeit, die man in den Zentralinstanzen des Reichs einzusehen begonnen hat, der man aber bisher auch in dem neuen Osthilfegesetz noch nicht entsprechend den schlesischen Verhältnissen stattgegeben hat.

Sicher darf das Handwerk nicht die Hände in den Schoß legen und auf den Segen warten, der von Berlin vielleicht — wahrscheinlich sogar nicht — kommen kann. Im Gegenteil muß es alles daran setzen, sich selbst zu helfen und mitzuarbeiten. Dazu gehört in erster Linie die Erziehung des Nachwuchses zu allerbesten Facharbeitern. Und hierin hat das Handwerk bisher nicht versagt. Die Meisterlehre, die Ausbildung im fachlichen Können



und Wissen, entspricht der jahrhundertealten Tradition, sie ist im allgemeinen als recht gut zu bezeichnen, wenn auch natürlich der Arbeitsmangel in den Werkstätten sich auch hierin lästig und hindernd bemerkbar macht. Dieser Ausbildung in der Lehrzeit muß die Berufsschule und auch die Fachschule, wie sie viele Innungen mit großen pekuniären Opfern unterhalten, hilfreich zur Seite treten. Aber mit der Lehrzeit endet nicht die Weiterbildung des Handwerkers. Grade er muß ständig weiterlernen, will er auf der Höhe des Wissens und Könnens seines Faches bleiben. Und da ist für die Zukunft für Schlesien noch manches zu wünschen übrig. Die fachlichen Hochschulen des Handwerks sind im Osten dünn gesät. Die Handwerker- und Kunstgewerbeschule in Breslau kann die ihr gestellten Aufgaben infolge ihrer geradezu unwürdigen Unterbringung nicht in dem Maße erfüllen, wie sie es tun müßte, und die neu gegründete Zentral-Gewerbeförderungsstelle mit ihrem segensreichen Anschluß an die Technische Hochschule in Breslau kann infolge der sehr knappen Mittel auch nur sehr vorsichtig weitergehen.

Hier ist in der Zukunft noch viel zu schaffen, und grade für derartige Kulturaufgaben müßten unbedingt die erforderlichen Zuschüsse aus dem Osthilfefonds zur Verfügung gestellt werden. Aber ebenso wichtig wie die Fortbildung, für die das Handwerk stets mit löblichem Bemühen selbst große Aufwendungen macht, ist unbedingt die Beschaffung von Arbeit, und zwar in allernächster Zukunft. Aus sich selbst und seiner näheren Umwelt heraus kann sich das Handwerk in Schlesien nicht mehr hinreichende Arbeit schaffen. Darum muß von anderen Stellen dafür gesorgt werden. Vor allem muß dem Hauptschlüsselgewerbe des Handwerks, dem Baugewerbe, wieder Gelegenheit zur Betätigung gegeben werden. Und hierfür können und müssen in erster Linie Reichs- und Staatsmittel flüssig gemacht werden. Auch die Kommunen müssen dabei helfen. Sparsamkeit an dieser Stelle ist die verkehrteste Finanzpolitik, die es geben kann; denn dadurch werden die Wohlfahrtlasten auf das Höchste gesteigert, ohne daß dafür irgendwelche Werte geschaffen werden.

Aber auch andere Arbeiten: für unsere Reichswehr, für Post und Eisenbahn und viele andere Zweige unserer Verwaltung können in größerem Umfange dem schlesischen Handwerk zugeführt werden und alsdann auch zur Durchführung dieser Arbeiten entsprechende Betriebskredite, die nicht verloren wären, da ja durch sie neue Werte geschaffen würden.

#### **Schlußwort.**

Das Handwerk hat eigentlich eine Scheu vor der Öffentlichkeit. Es ist nur schwer zu bewegen, aus seiner Abgeschlossenheit herauszutreten. Nun hat sich das gesamte deutsche Handwerk entschlossen, den Volksgenossen zu beweisen, welch' einen notwendigen Körper der Handwerkerstand im Leben des Deutschen bildet. Auch in Schlesien käme das tägliche Leben sofort ins Stocken, wenn nicht die fleißige Tätigkeit des Handwerkers für die Notwendigkeiten des Alltages ständig sorgte. Darum gilt auch jetzt das Wort des Dichters:

Ehre, deutsches Volk, und hüte.  
Treulich deinen Handwerksstand.  
Als das deutsche Handwerk blühte,  
Blühte auch das deutsche Land!

**PROFESSOR DR. ERWIN HINTZE**  
Direktor des Breslauer Schloßmuseums

## **HÖCHSTLEISTUNGEN DES ALTEN SCHLESISCHEN KUNSTHANDWERKS**

Durch die nun schon über ein Menschenalter eifrig geübte Sammel- und Forschungsarbeit unserer städtischen Kunstsammlungen ist all das, was das schlesische Kunsthandwerk vom Mittelalter bis zur Neuzeit geschaffen hat, zu einer fest umrissenen Vorstellung geworden. Vorüber sind die Zeiten, wo man sich nicht entschließen konnte, den schlesischen Meistern über ein mittleres Durchschnittsniveau gehende Fähigkeiten zuzutrauen. Wie konnte sich ein so schiefes Werturteil über das schlesische Kunstschaffen bilden? Man übersah, daß das Schlesien früherer Jahrhunderte dem Gedeihen künstlerischer und handwerklicher Betätigung ganz andere wirtschaftliche und geistige Voraussetzungen bot, als das der uns zeitlich am nächsten liegenden Perioden. Die Grenzen unseres Landes sind zwar im großen und ganzen dieselben geblieben, aber ihre Stellung zu den Nachbarländern hat sich handels- und wirtschaftspolitisch im Laufe der Zeit wesentlich verschoben. Einstmals durch seine Lage der berufene Vermittler zwischen dem deutschen Westen und dem slawischen Osten, erhielt Schlesien durch die Umstellung des Handelsverkehrs nach und nach den Charakter einer abgeschlossenen Provinz. Seine Grenzlandlage, aus der es sonst so großen Nutzen gezogen, wurde ihm später zum Nachteil. Gar spät tritt unsere Provinz, im Vergleich zu dem westlichen Deutschland, in das Bereich der Geschichte. Aber schnell holt sie mit Hilfe der während des 12. und 13. Jahrhunderts aus Franken und Sachsen zugezogenen Kolonisten — 175 000 Köpfe sollen es gewesen sein — das Versäumte nach. Im 14. und 15. Jahrhundert entwickelt sich Breslau zur machtvollsten Handelsempore und Kulturträgerin des gesamten deutschen Ostens, und seine stetig wachsende Bedeutung wirkt sich auf die ganze Provinz als Hinterland aus. Ein blühender Handels- und Gewerbebetrieb schuf einen ansehnlichen Wohlstand und hiermit zugleich dem Kunsthandwerk einen wirtschaftlich gesunden Boden. Hier liegen die Wurzeln für die innere Kraft, aus der sich das künstlerische Schaffen über das Durchschnittsniveau zu Höchstleistungen empor-schwingen konnte. Nur wenn wir diesen Hintergrund in Betracht ziehen, wird uns begreiflich, daß heimische Kräfte bei der Entstehung der herrlich schönen Kalksteinmadonna von etwa 1400 oder bei dem 1447 gemalten Barbara-Altar am Werke waren (im Breslauer Kunstgewerbemuseum). Die Erwähnung beider Werke fällt nicht aus dem Rahmen unseres Themas, da die Bildhauer und Maler des Mittelalters ja auch nichts anderes waren, als zünftig ausgebildete Kunsthandwerker.

In Breslaus Mauern hat das Kannengießerhandwerk des Mittelalters eine unvergleichliche Entwicklung genommen. Von dort ging der Flugsame in die Provinz. Die damals dem schlesischen Zinngießerhandwerk innewohnende schöpferische Kraft findet am Ende des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts ihre höchste Verkörperung in einer Reihe von riesigen Zunftkannen, die sich aus Breslauer, Hirschberger, Löwenberger, Neisser, Saganer und Schweidnitzer Werkstätten erhalten haben. Den Höhepunkt bildet die 72 cm große Kanne der Breslauer Bäcker-



Domschatz, Breslau

innung vom Jahre 1497 (Abb. 1). Der schwere und dabei doch leicht aufstrebende Körper ist mit feinem tektonischen Empfinden, wie es der Gotik eigen, als sinnvoller Ausdruck der Festigung in Felder gegliedert und in grandioser Selbstverständlichkeit mit reich graviertem Bilderschmuck überzogen. Ein Urbild ohne Vorbild, unstrittig das bedeutendste Denkmal für das Können des deutschen Zinngießers im Mittelalter. Wahrscheinlich um fünf Jahre älter ist die fast ebenso große, erst kürzlich bekannt gewordene Kanne der Neisser Bäckerinnung in der Sammlung Baurat Manz in Stuttgart (Abb. 2). Sie ist uns besonders wertvoll, da sie statt der sonst üblichen dreireihigen Felderteilung nur eine zweireihige zeigt, die vielleicht eine Vorstufe zu der später üblichen Dreigliederung darstellt. Als ein fast ebenbürtiges Gegenstück steht der Breslauer Bäckerkanne die der Schweidnitzer Bäcker vom Jahre 1498 gegenüber (Abb. 3). Das Motiv der tektonischen Festigung und Gliederung des wuchtigen Mantels ist hier durch ein System von kräftigen, parallel lagernden Reifen zum Ausdruck gebracht. Es ist das einzige aus Schlesien erhaltene Beispiel dieser Art, es ist aber zugleich auch das beste, das wir aus Deutschland kennen. Als Formbildner haben sich die schlesischen Zinngießer des ausgehenden Mittelalters durch ihre großen Facetten- und Reifenkannen den ersten Platz unter ihren deutschen Zunftgenossen gesichert. Und eine am Anfang des 16. Jahrhunderts in Nürnberg entstandene, jetzt in der Kirche von Dürrenmungenau verwendete Facettenkanne liefert mit ihrer unverkennbar schlesischen Beeinflussung eins der seltenen Beispiele für die Rückwirkung östlichen Kunstschaffens auf den Südwesten. Stilgeschichtlich bemerkenswert ist die sonst noch ganz gotisch geformte Facettenkanne der Breslauer Seiler

**9. Büste der hl. Dorothea aus der Kapelle des Breslauer Rathauses**



Schlesisches Museum für Kunstgewerbe und Altertümer

aus dem Jahre 1511, die mit ihren gravierten Frührenaissance-Ornamenten neben einigen gleichzeitigen Breslauer Goldschmiedearbeiten auffallend früh den Übergang in die geistige Sphäre des Humanismus einleitet.

Die Stärke der mittelalterlichen Zinngießer beruht auf der schöpferischen Kraft formgestaltender Bildungen. Demgegenüber hebt sich das schlesische Töpferhandwerk in seinen Höchstleistungen während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch die eigenartige, geschickte Meisterung des dekorativ verwerteten Materials zu einer Sonderstellung unter seinen deutschen Zunftgenossen empor. Seit der ausgehenden Gotik haben in den verschiedensten Gegenden der deutschen Sprachgebiete die Töpfer ihren Arbeiten durch die Hinzufügung farbiger Zinn-glasuren zu den bis dahin üblichen grünen und gelben Bleiglasuren eine neue Wirkung von eigenartigem Reiz gegeben. Den Untergrund für die Glasuren bildeten aus Modeln geformte Reliefs, die während des Brandes die einzelnen Farben nur bis zu einem beschränkten Grade auseinanderhielten. In Breslau, Neisse, Habelschwerdt und vermutlich auch in anderen schlesischen Städten schlugen nun einige Töpfer ein anderes Verfahren ein. Sie ritzen mit einem spitzen Griffel in den noch feuchten Ton die bildlichen oder ornamentalen Darstellungen

(Abb. 4). Die dadurch sich aufwerfenden Ränder bildeten scharfkantig umrandete Felder, und diese wurden dann buntfarbig mit den verschiedenen Glasuren gefüllt. Wie beim Mosaik oder Zellenemail stehen nach dem Brande die Farben in ungebrochener, leuchtender Klarheit nebeneinander und geben so bildmäßige Wirkungen von unerhörter Monumentalität. Die Nutzbarmachung dieser Wirkungen führte nicht nur zur Dekorierung großer Schüsseln mit Heiligenbildern, Allegorien und Wappen; in Habelschwerdt hat man die gleiche Technik sehr eindrucksvoll zur Herstellung großer Wandinschriften verwendet.

Beschränken sich die oben genannten Höchstleistungen auf begrenzte Blütezeiten bestimmter Handwerke, so bewegt sich die schlesische Goldschmiedekunst während vier Jahrhunderten auf einer gleichmäßigen Höhe, die den besten Kunstzentren des übrigen Deutschlands nichts nachgibt. Wirtschaftlich müssen die Breslauer Goldschmiede schon sehr früh einen namhaften Aufschwung genommen haben. Sonst hätten sie sich um 1395 den Bau einer ansehnlichen, seit 1473 mit einem großen zweigeschossigen Altar ausgestatteten Kapelle an der Magdalenenkirche aus eigenen Mitteln nicht leisten können (Abb. 5). Diese gesunde wirtschaftliche Basis des Handwerks, die sich in erster Linie auf einen bedeutenden Export von Goldschmiedearbeiten nach den östlichen Nachbargebieten gründete, schuf auch die sicherste Grundlage für die Leistungsfähigkeit in qualitativer Hinsicht. Die älteste datierte Breslauer Goldschmiedearbeit, das als Standkreuz gebildete Pazifikale der Stiftskirche zu Liebenthal, rührt vom Jahre 1374 her (Abb. 6). Ihm folgt in ununterbrochener Reihe bis zur Neige des 18. Jahrhunderts eine überaus stattliche Zahl von Arbeiten teils kirchlicher, teils weltlicher Bestimmung. Scheiden wir aus dem Gesamtbestande das Kontingent der für den großen Handel bestimmten Massenware aus, so bleibt für die ebenfalls nicht geringe Zahl der gewählteren Arbeiten ein außerordentlich hohes Niveau technischen und formalen Könnens. Neben den jeweils den Stil- und Geschmacksrichtungen folgenden Gerät- und Verzierungsformen beweisen zahlreiche figürliche Reliquiare die hohe Befähigung ihrer Meister für bildnerisch-plastische Arbeiten. Ein wahres Juwel deutscher Goldschmiedekunst des Mittelalters ist die holdselige Dorotheenbüste, die um 1425 in die Kapelle des Breslauer Rathauses kam und heute eine der Hauptzierden unseres Kunstgewerbemuseums bildet (Abb. 9). Während der Hochrenaissance ist der Breslauer Goldschmied Kaspar Pfister als Techniker und Formbildner ein vollendeter Meister seines Handwerks. Sein monumental aufgefaßtes Johanneshaupt vom Jahre 1611 (Abb. 8) und seine mit jungfräulichem Liebreiz erfüllte Madonnenstatuette aus dem Jahre 1616 sind Höhepunkte deutscher, nicht nur schlesischer Goldschmiedekunst. Den eindrucksvollen Schlußstein in der Reihe der großen figürlichen Arbeiten bildet das prachtvolle Kopfreliquiar des hl. Vincenz, das der Breslauer Goldschmied Tobias Plackwitz 1723 für die Domkirche geschaffen hat (Abb. 10). Aber nicht nur in der Hauptstadt, auch in verschiedenen kleineren Städten der Provinz hat sich das Goldschmiedehandwerk zu hervorragenden Leistungen erhoben. An der Spitze steht Neisse, das in der ausgehenden Barockzeit und auch noch zur Zeit des Rokoko Arbeiten geschaffen hat, die sich mit den besten Süddeutschlands und Wiens vollauf messen können.

Fernab von dem Getriebe der Städte hat sich in den waldreichen Gebirgsgegenden die schlesische Glasfabrikation seit dem 14. Jahrhundert zu dauernd steigender Bedeutung entwickelt.



10. Kopfreliquiar des hl. Vincenz (1723)

Breslau, Domschatz

Ursprünglich abhängig von den von auswärts kommenden Anregungen und diesen stetig folgend, schwingen sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Hütten des Riesengebirges zu einer führenden Stellung auf. In dem Bestreben, der trüben Masse durch bestimmte Zusätze von Kreide und Blei einen möglichst kristallklaren Charakter zu geben — etwas für uns heute Selbstverständliches — ist Schlesien am energischsten und erfolgreichsten vorgegangen. Das dort Erreichte ist dann schnell zum Gemeingut vieler Hütten geworden. Hier hat Schlesien einen wertvollen Beitrag zur Verbesserung des Materials geliefert, das der gesamten Glasproduktion die Voraussetzung zu einer neuen Höhenentwicklung gab. Auch in der künstlerischen Veredlung des kristallklaren Glases tat Schlesien den ersten Schritt. Auf der Burg Kynast bei Hermsdorf hat der Korporal Friedrich Winter nach dem Muster geschnittener Bergkristallarbeiten den Hochschnitt in Glasmasse ausgebildet und zu einer Spezialität des Hirschberger Tales gemacht (Abb. 11). Ebenso zog der Tiefschnitt aus dem verbesserten Material weitgehenden Nutzen, und zu der Zeit, als Schlesien an Preußen kam, stand seine Hohlglasproduktion auf ihrem Höhepunkt (Abb. 12). Aus den einsamen Waldgegenden des Riesengebirges hielten die kunstvoll verzierten Pokale ihren Siegeszug in die weite Welt. Noch einmal war es im 19. Jahrhundert der schlesischen Glasindustrie beschieden, zu internationaler Geltung zu kommen, als Joseph Pohl in der ihm unterstellten, 1841 gegründeten Josephinenhütte sich als der universellste Glastechniker seiner Zeit betätigte.

Kirche, Adel und Bürgertum sind Jahrhunderte hindurch die wertvollsten Auftraggeber des schlesischen Kunsthandwerks gewesen und geblieben. Selten tritt das fürstliche Mäzenatentum als namhafter Förderer auf den Plan, wie etwa die Herzogin Magdalene von Ratibor-Oppeln im Jahre 1495 mit der in Neisse entstandenen Ratiborer Monstranz, der schönsten und eigenartigsten Schlesiens aus gotischer Zeit (Abb. 7), oder der Brieger Herzog Georg II., der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zur Ausstattung seines Schloßbaues vorübergehend die Gobelinwirkerei in Schlesien heimisch machte. Wie tief und allgemein in den weitesten Kreisen des Bürgertums das Bedürfnis und das Verständnis für künstlerisch wertvollen Besitz verbreitet war, zeigt ein Blick auf die aus schlesischen Zunftstuben (Abb. 13) und Schützengesellschaften stammenden Zier- und Gebrauchsstücke. Gerade diejenigen Handwerker, die an sich vielleicht am wenigsten mit einer künstlerischen Einstellung zu tun hatten, wie die Bäcker, Fleischer, Gerber oder Tuchmacher, ließen es sich nicht nehmen, für die Ausstattung ihrer Innungsstuben oftmals die tüchtigsten Meister ihrer Stadt in Nahrung zu setzen.

Das Herausstellen bestimmter Spitzenleistungen könnte den unbefangenen, mit der Materie nicht genügend vertrauten Leser zu der Annahme verleiten, das schlesische Kunsthandwerk habe sich mit einer gewissen Einseitigkeit betätigt. Das Gegenteil ist der Fall. Wollte man einmal eine Ausstellung veranstalten, in der von den einzelnen deutschen Landesteilen jeder für sich in einem gesonderten Raum einen geschlossenen Überblick über sein kunsthandwerkliches Schaffen zu geben hätte, würde Schlesien außerordentlich günstig abschneiden. Die Vielseitigkeit auf den mannigfachsten Gebieten ist geradezu ein Charakteristikum seiner künstlerischen Betätigung. Auch in dieser Richtung können wir von einer Art Spitzenleistung des schlesischen Kunsthandwerks sprechen.



# Bildendes Handwerk und Handwerkerbildung

**Professor Gustav Wolf**

Direktor der Handwerker- und Kunstgewerbeschule, Breslau

Am ersten Aufbau der Kultur war das Handwerk entscheidend beteiligt. Man hat, sehr bezeichnend, die ersten großen Zeitabschnitte menschlicher Entwicklung kurzerhand nach den Werkstoffen benannt, die in ihnen gemeistert wurden, man spricht von der Steinzeit, Bronze- und Eisenzeit. Und unsere eigene Zeit hat man in bitterer Selbstironie schon oft die papierene genannt. Dabei ist das Papier, als die verhängnisvolle Vervielfältigungswaffe der Worte und des bloßen Redens betrachtet, ganz im Sinne von Goethes Faust, der das Wort sehr zweiflerisch mit anderen Kräften vergleicht. Denn da schilt schon das Vorspiel: „Der Worte sind genug gewechselt, laßt uns auch endlich Taten sehn“, und der Bibel-Übersetzer, selber die Worte wägend, spricht doch: „ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen — und schreib' getrost: im Anfang war die Tat“; nicht genug damit, spottet Mephisto vor dem Schüler noch einmal der irreführenden Worte im Vergleich mit den gesättigteren Begriffen. Der geistige Begriff aber entwickelt sich aus dem körperlichen Greifen. Und zuletzt ist es ja als Spur der tätigen Erdentage das sichtbare Werk, das den sterbenden Faust begeistert. In Wahrheit gehört eben in die allererste Reihe der Kräfte, die eine Kultur aufbauen, die die vergänglich-persönliche Daseinsbefriedigung in einen geschlechter-überdauernden Gemeinbesitz hinüberleiten, nicht nur der hoffnungsbewahrende übersinnliche Glaube, nicht nur die aus der Forschung gegrabene fortwirkende Erkenntnis, sondern als unentbehrliche Frucht auch das greifbare Werk, in dem das Unfaßliche erst anschaulich wird. Und in der Kultur gerade, die sich in unserem deutschen Mittelalter rundete, wie in der älteren des fernen Ostens, ist das Handwerk — in das man aber schlechthin auch alle künstlerische Leistung ohne Zwang einbegreifen kann — auch von solcher ursprünglich aufbauenden Kraft und Bedeutung gewesen.

Ob nun auch heute noch das Handwerk solche Kraft hat, künftige Werte aufzubauen, das ist ja die große Frage, die viel erörtert und vielfach völlig verneint wird, deren Skepsis auch von einer Handwerkswoche nicht übertönt werden kann. Handwerk und Ackerbau, einst den Markt, einst Handel und Gewerbe allein bestreitend, sie haben bei uns schon unendlichen Raum an die Industrie abtreten müssen. Wenn also die geistige Keimkraft des Handwerks genau so abgenommen hätte wie der wirtschaftliche Spielraum des selbständigen, handwerklichen Kleinbetriebes — so müßte die Antwort freilich mehr Verneinung bringen als Bejahung. Aber daß die Verringerung des wirtschaftlichen Raumes sich genau mit der Verringerung des geistigen Raumes decke — das eben ist mit aller Entschiedenheit zu bestreiten: es ist zu bestreiten, sobald man unter „Handwerk“ nicht nur die alte Betriebsform des reinen Meisterhandwerks mit unmittelbarer Kundenproduktion versteht. Denn unabhängig von der Betriebsform gibt es ja ein mächtig breites Gebiet des Denkens und Erlebens, das durch die gestaltende Verarbeitung von Werkstoff umschrieben wird. In diesem Gebiete gehört freilich vieles der Technik und Industrie an, weil es nur unter wissenschaftlicher Berechnung und Prüfung entsteht und von Händen nur noch wie von Hebeln und Rädern mitbearbeitet wird. Anderes aber, obwohl es in die industrielle Betriebsform hineingewachsen ist, blieb und bleibt der Bearbeitung durch die Hände

11. Schlesische Gläser  
Schloßmuseum in Breslau



In der Mitte ein Breslauer Igel  
links u. rechts Hochschnittgläser

als durch wesentlich geistig gelenkte Werkzeuge ebenso vorbehalten wie das, was noch im reinen Handwerksbetriebe alten Sinnes entsteht. Dazu tritt schließlich ein beträchtlicher Teil dessen, was heute freilich die Sonderbezeichnung „Kunst“ trägt und in Wahrheit doch auch zunächst und vom Grunde auf dem Handwerk zugehört. Das alles zusammen aber bildet, wie mir scheint, unabhängig von der Betriebsform einen eigenen Lebenskreis des Handwerksgeistes. Und dieser Lebenskreis also hat auch heute noch seinen eigentümlichen und wertvollen Anteil an der Herausbildung eines vollgültigen und vielseitigen Menschentums. Auf diesen Anteil aber muß man wieder mit besonderem Nachdruck und ausführlicher Begründung hinweisen, weil eine Welle rein wissenschaftlicher Bewegung ihn zu Unrecht in Nichtachtung geschoben hat.

Damit dieser Gedanke nicht in Vieldeutigkeit verschwimmt, muß versucht werden, die seelischen Triebfedern oder Wurzeln in diesem handwerklichen Lebenskreis zu erkennen. Es sind da wohl zwei, in der Wirklichkeit vielfach so unlösbar miteinander verschränkt, daß man keine Grenzlinie, höchstens ein Grenzfeld bezeichnen kann — ihrem Wesen nach aber immerhin doch begrifflich zu sondern. Am einfachen Beispiel mag man sie finden.

Wenn ein Mensch, stark an gesunder Empfindung, im Garten oder Felde seinen Spaten in den Boden setzt, mit dem Fuße stoßend, mit den Händen drückend und führend — wenn die scharfe, blanke Schneide in das Erdreich eindringt, die Wölbung der Eisenfläche die sich lösende Scholle leicht umgreift und die Hebelhilfe des hölzernen Stieles das Herausheben der Scholle erleichtert — so lebt in dem Arbeitenden eine ursprüngliche Werkfreude, zusammengesetzt aus Genuß der eigenen körperlichen Kraft und Geschicklichkeit, aus Verständnis für die Tauglichkeit des Spatenwerkzeuges und aus Gefühl für die Ursprünglichkeit des alten Stoffes Erde beim Geruch und Anblick der frisch gebrochenen Scholle. —

**12. Schlesische Gläser  
mit Tiefschnittverzierung  
(Mitte 18. Jahrhundert)**



Schloßmuseum in Breslau

Ein anderes Bild: Wenn der Bildschnitzer sein Messer einsetzt, um aus einem tüchtigen Lindenklötz splitternde Teile zu lösen, bis der verbleibende Rest eine Erscheinung abbildet, die ohne diese Arbeit nicht sichtbar und greifbar wäre — so waltet wieder jene Werkfreude, aus dem Erleben der Eigentätigkeit, des Werkzeuges und des Rohstoffes zusammengesetzt —, aber hier steigert sie sich und rückt hinauf in die Sphäre der Gestaltungsfreude; in nachschaffende Gestaltungsfreude, wenn der Schnitzer nur ein gegebenes Vorbild wiederholt — in schöpferische Gestaltungsfreude, wenn er eine in ihm selbst erwachsene innere Vorstellung frei und neu verwirklicht.

Werkfreude und Gestaltungsfreude, nachschaffende und neuschaffende: sie sind der Sauerterg in dem handwerklichen Lebenskreise, sie wirken an dem Reichtum der Tat mit — jener Tat, die Faust so hochstellt, obwohl doch gerade er auch die bildende Kraft und Farbigkeit des Wortes kennt und meistert. Sie sind andere, aber gleichwertige Triebkräfte wie die Denkfriede, die ohne Stoff und ohne Werkzeug allein mit geistigen Vorstellungen arbeitet. Gewiß sind Denkfriede und Gestaltungsfriede miteinander verwandt; man kann vor dem inneren Auge eine Vorstellung entwickeln, ohne sie im Werkstoff zu verwirklichen; aber da bleibt den Vorstellungen etwas Nebelhaftes. Wenn man die Deutschen ein Volk der Denker und Dichter genannt hat, so hat man sie ungenügend gezeichnet, es sei denn, daß man unter den Dichtern nicht nur die im Wort, sondern auch die im Stoff dichtenden Gestalter mitfassen will. Es gab doch gerade die Werkfriede in ihrem sinnlichen Gegensatz zur abstrakteren Denkfriede der deutschen Kultur ihre starke Färbung und hob sich in der Baukunst zu köstlichen Leistungen, solange die Überlieferung lebendig blieb. Aber diese Werkfriedigkeit rückte in den Hintergrund nach der Zeit der großen Aufklärung, der Erfindungen, Entdeckungen. In den Vordergrund

trat das Wissen — „Wissen ist Macht“. Der gesamte Aufbau unseres Bildungswesens bestimmte sich danach, bis er freilich, seit der Jahrhundertwende, eine herzhaftere Auflockerung erfuhr. Jetzt lebt in der Art, wie das Wissen mitgeteilt wird, schon ungleich stärker als vordem der Gedanke daran, von diesem Wissen die Verbindung durch Brücken und Wege zum lebendigen und nützlichen Tun sogleich zu suchen, die Sorge um diese Verbindung zwischen Stoff und Anwendung nicht ganz allein dem Leben nach dem Schulbesuch zu überlassen. Auch sind die Strömungen nicht fruchtlos geblieben, die von den Kunsterziehungstagen, von Kerschensteiners Arbeiten, vom Heimatpflegegedanken und von der Jugendbewegung ausgingen: lauter Strömungen, die von Abstraktion und Intellekt hinführen zu Anschaulichkeit und Tätigkeit, die den Wissensunterricht durch eigene Anschauung und Selbstbetätigung ergänzten und auffrischten. Zeichenstunden und Werkunterricht haben ein Anrecht im Lehrplan gewonnen. Aber die Einseitigkeit, mit der das Wissen so lange und so erfolgreich vorgerückt war, kann ja so rasch nicht ausgeglichen werden.

Schon ist gegen die einseitige Intelligenztätigkeit ein Feldzug mit beispiellosem Erfolg von seiten der rein körperlichen Betätigung eröffnet worden. Unter dem Ansporn der (oft entgegengesetzt einseitigen) Sportlust haben die Leibesübungen Feld gewonnen. Wenn man schon das nicht eben schöne, aber treffende Bild brauchte, daß wir in der Gefahr der „Verkopfung“ lebten, so scheint die „Vermuskelung“ dem einigermaßen entgegenzuwirken. Den Ausgleich zwischen einseitig verstandesmäßiger und einseitig körperlicher Bildung könnten doch nun gerade Tätigkeitsfelder vermitteln, die den Geist nicht nur aus Verstandeschätzen nähren und die Muskeltätigkeit nicht ausschließlich für den Körper an sich nutzbar machen: das sind die des Handwerks und vieler auf ihm aufbauenden gestaltenden Arbeit. Sie entwickeln Kraft zugunsten bleibender Werte, sie verfolgen im körperlichen Schaffen auch geistige Ziele, solche des Verstandes so gut als der Empfindung. Darum sind Handwerk und gestaltende Arbeit nicht nur formbildend am Werk, sondern auch bildend am Menschentum. Man hat bei der neuen Berücksichtigung der Leibesübungen mit Recht ihren charakter-, ihren willensfördernden Einfluß betont. Aber ähnliches kann auch die Werkarbeit für sich in Anspruch nehmen. Unzweideutiger, objektiver als die vollendete Güte einer geistigen Leistung läßt sich meist die gediegene Vollendung eines Werkstückes feststellen; darum erzieht Werkarbeit mit der Unerbittlichkeit ihrer konstruktiven Logik gewiß zu Reinlichkeit, Ausdauer und Wahrhaftigkeit. Um dieser Eigenschaften willen verdient der handwerkliche Lebenskreis einen größeren Spielraum im Bildungswesen. Der Werkunterricht braucht dabei nicht nur um seiner selbst willen da zu sein; daß er ausgiebig dazu helfen kann, Dinge der Geschichte, Erdkunde und Physik auf dem Wege über die Sichtbarmachung von Zahlen, Räumen und Ausdrucksformen dem immer bildhungrigen Gedächtnis um so besser einzuprägen, ist ja schon mannigfach erprobt. Die großen Ausstellungen des letzten Jahrzehntes haben (nicht ohne manche Übertreibungen übrigens) den mnemotechnischen Wert der Bildhaftmachung ja schon sehr volkstümlich dargestellt.

Die Bewegung ist anscheinend nicht aufzuhalten, die zwischen die nun einmal nur knapp vorhandenen guten Daseinsmöglichkeiten und den sich mehrenden Zustrom von Menschen mit Nutzen immer neue und immer engmaschigere Siebe von „Berechtigungen“ einschalten zu sollen glaubt.



**13. Ältestenstube der Breslauer Gerber, eingerichtet 1547  
Der älteste in Deutschland erhaltene Zunftsaal**

Es ist aber zu fordern, daß der Erwerb dieser Berechtigungen nicht ausschließlich der rein wissenschaftlichen Leistung möglich gemacht wird, daß mäßige oder mindere Leistungen auf der Wissensseite viel mehr als heute durch tüchtige handwerkliche oder technische oder gestaltende Leistungen ersetzt oder ergänzt werden können. (Dem Außenstehenden würde es z. B. unverständlich sein, wenn ein junger Mann, der eine gut durchdachte technische Erfindung hervorbrachte, nicht trotz einer Schwäche in Mathematik das Abitur bestehen sollte.) Diese Forderung hat ebensoviel Berechtigung für das Gebiet der männlichen Werkarbeit als für die ausgeprägt weibliche Handarbeit, sie müßte sich in Lehr- und Stundenplänen und in Prüfungsordnungen durchsetzen. Auf pädagogischen Akademien sollten Leistungen im Werk- und Zeichenunterricht nicht geringere Bedeutung haben als z. B. musikalische.

Die bewußte Aufnahme der Werkfreudigkeit in die erzieherisch zu fördernden Bildungskräfte würde manche erfreuliche Nebenwirkung haben können. Es lebt noch immer ein beträchtliches Stück von dem geistigen Hochmut mancher am Wissen Gebildeten und möchte die am Werk Gebildeten nicht menschlich gleichwertig in das gesellschaftliche Leben aufnehmen. Nun sind aber hohe Leistungen der Technik und Industrie nicht nur auf wissenschaftlicher Grundlage erwachsen, sie haben oft ihren ersten Auftrieb aus dem Kreise des handwerklichen

Vorstellungsvermögens genommen. Die handwerkliche und gestaltende Arbeit hat also, soweit sie Charaktere gebildet hat, den gleichen Anspruch, auf ihrer Höhe zur gesellschaftlichen und sozialen Achtung zu führen. Von dieser gesellschaftlichen Umwertung würde eine Rückwirkung auf die Zuwanderung zum Handwerk ausgehen. Im Gebiet der schöpferischen Gestaltung gibt es heute zwei Aufstiegswege; der eine geht unmittelbar in früher Jugend aus dem einfachen Handwerk hervor, der andere führt nach der Ausrüstung mit einem beträchtlichen Maß von Wissensbildung erst in der reiferen Jugendzeit zur Aneignung handwerklicher Fähigkeiten und von da zu späteren Spitzenleistungen. Zwischen den beiden Gruppen, die diese Wege beschreiten, besteht noch eine Kluft, wenn sie sich treffen; manchmal wissen sie sich kaum auf kameradschaftlicher Grundlage zu verständigen. Deshalb entsteht ein Trennungsstrich selbst zwischen den Führern des Handwerks und denen, die sich Künstler nennen und doch auch treffliche Handwerker sind. Das verhindert wieder, daß Kräfte mit guter allgemeiner Bildung sich auch einmal in den normalen Werdegang des Handwerks einschalten. So kann aber die Wettbewerbsfähigkeit des Handwerks nicht gehoben werden, so werden sich die gelegentlichen Klagen des Handwerks, daß es von den Künstlern, von den Entwerfern bevormundet und zur Unselbständigkeit verurteilt werde, und auch die weiteren Klagen, daß der Entwerfer werkfremd und lebensfremd vorgehe und darum die bevormundende Stellung umso weniger verdiene, nicht vermindern lassen.

Das würde sich bessern, wenn die Werkfreudigkeit in der allgemeinen Bildung einen breiteren Raum gewänne, und — es muß hinzugesetzt werden: — wenn andererseits in die Ausbildung der Handwerkerführer auch ein neuer Strom allgemeiner Bildung fließen würde. Von beiden Seiten muß die Aufgabe angepackt, die oft beklagte Kluft überbrückt werden. Es führt uns diese Betrachtung vom bildenden Handwerk zur Handwerkerbildung. Für die Masse der Handwerksangehörigen besteht heute die Bildung auf der Grundlage der Volksschule in der fachlichen Tätigkeit innerhalb der Meisterlehre, mit der Ergänzung durch 6—8 Wochenstunden der Berufsschule. Diese Ergänzung spaltet sich noch: weil die Meisterlehre infolge der Notlage und der fortgeschrittenen Arbeitszerlegung oder der Einseitigkeit der Auftragsart oft keine vielseitige fachliche Schulung geben kann, ist ein Teil der Berufsschulung fachlich geworden, spielt sich in Lehrwerkstätten ab — und weil die Meisterlehre infolge anderer, bekannter Ursachen kaum mehr eine Fortsetzung der elterlichen Erziehung und auch keinen Unterricht über Wirtschafts- und Staatsverhältnisse geben kann, so ist der andere Teil der Berufsschulung allgemeinbildender Art. Für die kleinere Schar der Handwerksangehörigen, die den Aufstieg zu Qualitätsleistungen oder in das Gebiet der freien, schöpferischen Gestaltung suchen, bauen sich auf Meisterlehre und Berufsschule noch die Fachschulen auf, teils Sonderschulen für einen Beruf, teils Sammel- oder Bündelschulen für Gruppen von Berufen, meist unter dem Namen von Handwerker- und Kunstgewerbeschulen. Sie setzen sich die Ziele sehr verschiedenartig; ihre Lehrgänge beanspruchen im Gegensatz zu den meist sechs Wochenstunden der Berufsschule die volle Woche in ganzen oder halben Tagen und die Dauer des Studiums richtet sich nach dem Einzelfall.

Teils steigern sie das rein fachlich-handwerkliche Arbeiten so weit, daß eigentlich hier der Weg zur Meisterschaft liegt — während im allgemeinen heute noch die Meisterprüfung so abgehalten

wird, als wäre sie ausschließlich durch Gesellentätigkeit in freien Betrieben zu erlangen — teils haben sie das Streben, das fachlich-handwerkliche Können in der Hauptsache als bereits draußen erworben vorauszusetzen und es durch ein hohes Maß geschmacklicher Bildung und durch ein Entwickeln der etwa vorhandenen schöpferischen Anlagen zu freigestaltender Arbeit ins Reich künstlerischer Betätigung zu heben; teils endlich suchen auch sie noch, die allgemeine Bildung durch einige Vorträge, Studien und Übungen im Gebiet der Kunst-, besser der Kulturgeschichte, der Wirtschaftskunde, Staatsbürgerkenntnis, der Geschäftskunde, des Veranschlagungs- und Verdingungswesens zu heben. Über das richtige Maß und Verhältnis dieser drei Bildungsrichtungen herrscht noch keinerlei Übereinstimmung. Allerdings beginnen sich die Begriffe und Wünsche zu klären. Daß das nötige handwerklich-fachliche Können selten vorausgesetzt werden darf, ist erkannt und hat die Lehrwerkstatt zum Rückgrat der Schulen gemacht. Daß es falsche Ansprüche weckt, ebenso allgemein schöpferische Anlagen vorauszusetzen und daraus Begierde nach künstlerischer Geltung, Begierde nach Geltung der kleinen Eigenwilligkeiten als Originalitätswert zu schüren, ist auch erkannt und hat wiederum darauf hingewiesen, den alten Charakter der Zeichenschule aufzugeben, mindestens aber umzugießen in den neuen Charakter der schon erwähnten, durch zeichnerische Schulung ergänzten Lehrwerkstatt. Den Wert der geschmacklichen Schulung kann diese Erkenntnis natürlich nicht schmälern. Die dritte Richtung ist offenbar oft noch sehr stiefmütterlich behandelt. Wenn man sonst in das allgemeine Bildungswesen mehr vom Geist der Werk- und Gestaltungsfreude hineinwünschen muß, so darf hier auf den Fachschulen mehr Hunger nach Allgemeinbildung, mehr Befriedigung dieses Hungers gewünscht werden. Da packt uns natürlich sofort die Sorge, daß die Fachschule nun auch mit vollen Segeln in das Unheil der Wissensüberschätzung hineinfahren könnte. So ist es nicht zu verstehen. Wohl aber so, daß der Unterricht in der Lehrwerkstatt und am Zeichentisch beherrscht sein müßten von der Erkenntnis, daß man die Lebenstüchtigkeit des künftigen Handwerkerführers, Qualitätsarbeiters, Kunsthandwerkers oder wie der Studierende einst heißen soll, nicht schulen kann, wenn man ihm nicht neben der fachlichen und geschmacklichen Bildung ein Maß wirtschaftlichen, sozialen und staatsbürgerlichen Denkens und ein gutes Stück daraus hervorgehender geschäftlicher Umsicht und gesellschaftlicher Anpassungsfähigkeit vermittelt. Das Katheder ist dazu nicht sehr tauglich; mehr ist es die Gruppenarbeit, zu der sich Lehrer und Schüler, einfach als erfahrene und noch nicht erfahrene Angehörige desselben Berufes, um den runden Tisch oder um die Werkbank, noch besser aber: um die lebendige, aus dem täglichen und praktischen Bedarf der Gegenwart herausgegriffene Aufgabe mit all ihren Bedingtheiten, zum Austausch von Frage und Antwort zusammenfinden. Es handelt sich also zwar auch um Wissensübermittlung, aber doch noch mehr um die Heranbildung einer gewissen Aufgeschlossenheit für die Härten und Hemmnisse des Lebens und einer unermüdlich dagegen anstrebenden menschlichen Regsamkeit. Wenn es die eingeborene Anlage es irgend gestattet, so wäre nach Möglichkeit vor allem ethisch getriebener Willen zur Qualität ohne große Worte, aber mit Nachdruck zu entwickeln. Die Forderung der Vereinigung dieser drei Bildungsrichtungen in der Fachschule wird man verstehen, wenn man sich nur den ganzen Weg vergegenwärtigt, den heute eine Sachaufgabe zu machen hat, um vom Bedarf zum Plan, vom Plan zum Rohstoff, zur Bearbeitung durch Hand, Werkzeug und Maschine bis in die Gestalt

des vollendeten Werkstückes zu gelangen, von da mit oder ohne Zwischenhandel auf den Markt, in das Gesichtsfeld und zuletzt zum Kaufentschluß des Erwerbers — und um auf diesem ganzen Wege die Harmonie zwischen wirklichem Wert und geforderter Preiswürdigkeit nicht zu verlieren. In der Auffassung der kommenden Handwerker muß aber auch das Bewußtsein der untrennbaren Verkettung von Industrie, Handwerk und Technik leben. Sie müssen wissen, welche Dinge preiswerter industriell hergestellt werden können als handwerklich und warum; die Gedanken der Rationalisierung und der Betriebswirtschaft ebenso wie die Lehren der Werbepsychologie müssen ihnen bekannt sein. Sie müssen in jeder Hinsicht über den Zaun des Kleinbetriebs hinaussehend auch die andere, oft feindliche Welt kennen, um sich gegen sie behaupten zu können. Es genügt nicht Werktüchtigkeit, nicht Gestaltungsvermögen, es wird auch Lebendigkeit verlangt, wenn ein Werkstätiger jenen langen, eben bezeichneten Weg seines Werkes vollständig übersehen und zielbewußt entlangschreiten will: Woraus denn gerade für unsere wirtschaftlich so bedrängte Zeit die Forderung nach der besten, allseitigen Handwerkerbildung mit einer großen Lebhaftigkeit und überzeugenden Berechtigung deutlich genug hervorgeht.

## **Das schlesische Kunsth Handwerk der Gegenwart**

**Von DR. ALFRED SCHELLENBERG**

Zu dem Handwerk der Gegenwart kann man vom wirtschafts- und sozialpolitischen Gesichtspunkt bei ruhiger Abwägung des Für und Wider in aller Sachlichkeit und Objektivität Stellung nehmen; im Augenblick jedoch, wo wir das Kunsthandwerk in den Vordergrund rücken, weitet sich der ganze Fragenkomplex nicht nur zu einem Kulturproblem, sondern auch zu einer Weltanschauungsfrage, in der über die Tatsachen hinweg der in die Zukunft bauende oder sich stürzende Glaube Gefolgschaft oder Ablehnung heischt. Um das Kunsthandwerk werden Schlachten geschlagen, vorläufig noch in der Presse und in Versammlungsräumen; worum es dabei geht, das läßt sich am besten aus den Werkbundtagungen der letzten zwölf Jahre ersehen. Heute hat sich bereits das Problem zu einem Entweder — Oder verdichtet.

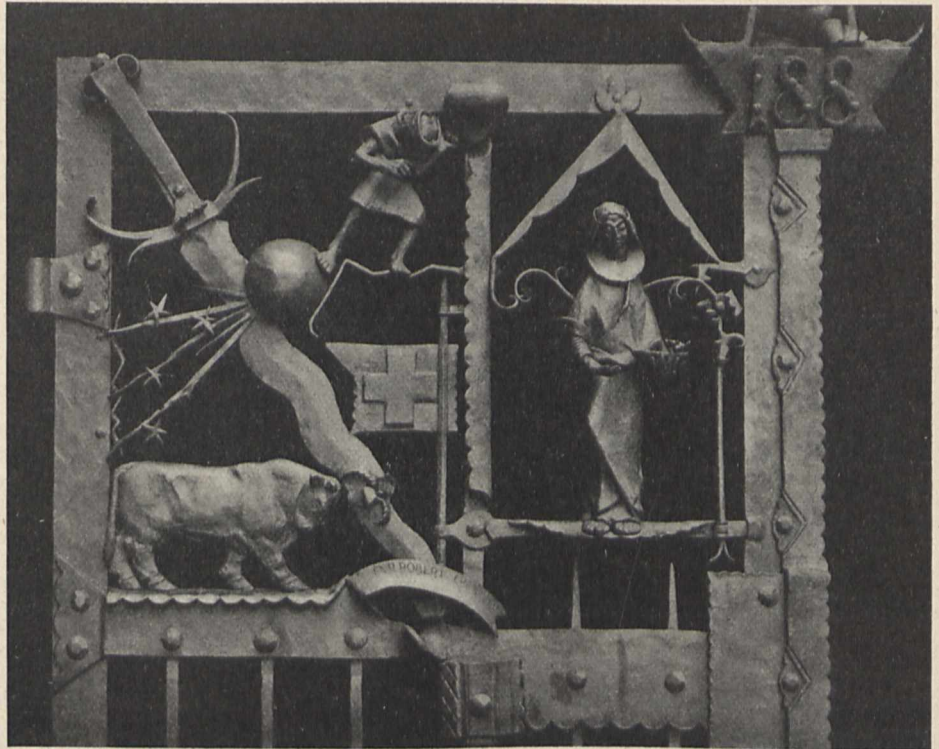
Die einen sagen: der Technik gehört die Zukunft, die Technik ist der „Ausdruck einer neuen Geistigkeit, einer neuen seelischen Haltung“ (Rietzler), darum nieder mit der Reaktion, mit dem „Individualismus“, dem „Renaissancegeist“ einer abgelebten Epoche, nieder mit dem Handwerk! Es lebe die Industrie, die Norm, der Typus!

Und auf der andern Seite scharen sich die Kunsthandwerker um ihren Rufer im Streit, um Joseph Frank, dessen Rede im vergangenen Jahre auf der Werkbundtagung in Wien einmal mehr wieder so etwas wie eine Werkbundkrise heraufbeschworen hat.

Diese Kunsthandwerker kämpfen nicht nur um ihren Platz an der Sonne, um ihre Existenz; sie wollen und können nicht glauben, daß die Kunst der Hand vor der Maschine kapitulieren soll, sie spotten über die Maschinenschwärmer und Sachlichkeitsanbeter, sie kämpfen gegen die von Nur-Intellektuellen propagierte Mechanisierung und Rationalisierung an, die in ihrer Flachheit und Ungeistigkeit niemals Kultur, sondern nur Zivilisationswerte hervorbringen können.



**1. Jaroslav Vonka**  
**Aus einem Gartentorgitter**



Hergestellt in der Lehrwerkstatt  
für Kunstschmiede der Breslauer  
Handw.- und Kunstgewerbeschule

Wer hat nun recht?

Wenn gelegentlich der Breslauer Werkbundtagung 1929 Professor Dr. Dessauer in glänzender Rede vor seinen Zuhörern die der grandiosen Welt der modernen Technik innewohnende tiefe Mystik hervorzuzaubern verstand, so mußte man bei aller Skepsis gegen seine philosophische Dialektik und ihre Resultate diesem Manne doch zugestehen, daß es nicht nur die Berausung am eigenen Wort und an den eigenen Ideen war, die ihn zu begeisternder Rede hinriß, sondern daß seine Begeisterung aus wirklicher innerer Überzeugtheit, aus einem lebendigen Glauben herausquoll. Solche Apostel der neuen Sachlichkeit sind natürlich als Propaganda für eine Bewegung von großem Gewinn. Männer wie Dessauer kann man nicht widerlegen, weil sie Glaubensnaturen sind. Wenn aber einer weder eine solche innere Flamme noch das geistige Rüstzeug in sich hat und sich trotzdem etwas vorlaut herauswagt, so bleibt er, zur Rede gestellt, blamiert auf dem Platze. So mußte sich gelegentlich der Diskussion über das Ausstellungsthema: „Die neue Zeit“ Dr. Lotz von dem ihm weit überlegenen Otto Neurath eine glänzende Abfuhr einstecken. (Die Form 1930 Heft 21/22.) Versuchen wir einmal, an das Problem heranzugehen. Für uns lauten die Fragen:

1. Welches ist die gegenwärtige Lage des deutschen Kunsthandwerks?
2. Welche Folgerungen ergeben sich daraus für die Zukunft?
3. Welche Stellung im besonderen nimmt das schlesische Kunsthandwerk ein?

Im letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts wandten sich Architektur und verschiedene Gewerbe unter der Führung bildender Künstler bewußt von dem herrschenden formalistischen Eklektizismus ab und suchten Wege zu neuen Kunstformen. Die neue Bewegung führte



**2. Richard Süßmuth  
Kristallschale**

**Besitzer:  
Museum in Chemnitz i. Sa.**

bekanntlich zu dem so viel geschmähten Jugendstil. Das Neue lag damals darin, daß die Künstler das Recht uneingeschränkter individualistischer Gestaltung, das bis dahin nur ein Vorrecht der hohen Künste Malerei und Plastik war, auch für die Werke der Architektur und des Kunstgewerbes in Anspruch nahmen. Diese künstlerische Freiheit artete jedoch unter den Händen eines unkünstlerischen Mitläufer- und effekthaschenden industriellen Produzententums in eine Stilverwilderung aus, die an übelsten Geschmacklosigkeiten der vorhergegangenen, innerlich schon längst überwundenen Epoche der Stilmachungen in nichts zurückstand. Die Reaktion konnte nicht ausbleiben, um so weniger, als neben der Geschmacksverwilderung häuslicher Gebrauchsgegenstände Maschinen, Automobil, Luftschiff Formen aufwiesen, die in der Wahrheit ihrer Konstruktion, in ihrer vollendeten Zweckmäßigkeit bei größter Schlichtheit von höchster Formenschönheit waren. Über neue Stiltheorien kam man zu neuen Stilgrundsätzen, gewerbliche Firmen machten sich die neuen Gedankengänge praktisch zu eigen, die Geburtsstunde des Deutschen Werkbundes hatte geschlagen; seit seiner Gründung im Jahre 1907 fiel ihm die Rolle des kulturellen Gewissens Deutschlands zu. Er stellte als positives Ziel auf: die Veredelung der gewerblichen Arbeit im Zusammenwirken von Kunst, Industrie und Handwerk, d. h. die Förderung der Qualitätsarbeit.

In den letzten zwei Jahrzehnten hat sich die Architektur die Führung unter den Künsten erobert. Sie hat am konsequentesten dem neuen Zweckgedanken Form gegeben, und in engster Verbindung mit der Wirtschaft war sie gezwungen, der wirtschaftlichen Notlage sich anzupassen. Die umfangreichen Siedlungsaufgaben führten zwangsweise zur Normung, zum Typenbau; die billige Wohnung forderte wieder das industriell serienweise hergestellte Typenmöbel. Wo es nur irgendwie ging, wurde aus Gründen billigerer Herstellung die Maschinenware der Handarbeit vorgezogen. Schon der Preis allein bedingte einfachste Ausführung, d. h. jede Vermeidung des Ornamentes. Diese Entwicklung war zweifellos für die allgemeine Geschmacksbildung von

**3. Richard Süßmuth:  
Geschliffenes Fenster aus  
farbigem Kristallglas in einer  
Bank (1929)**

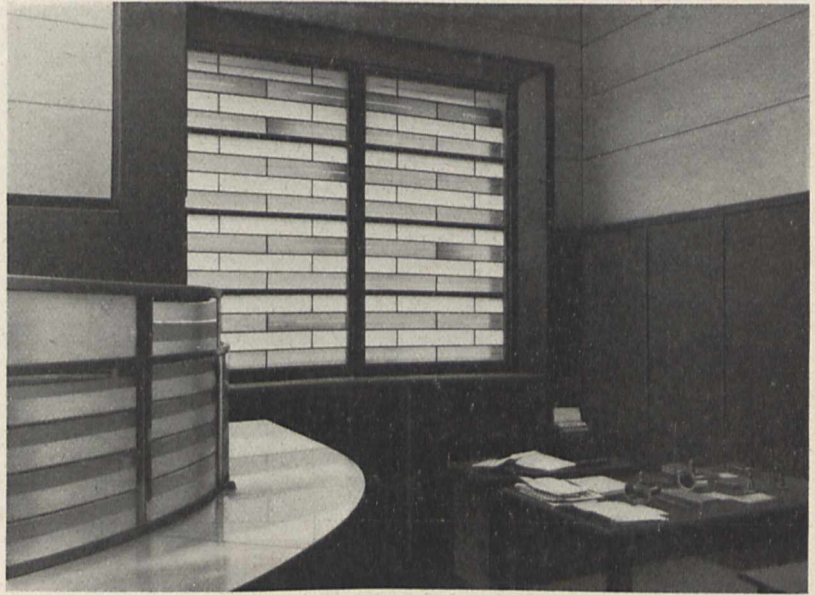


Photo-Wolf, Gleiwitz

großer Bedeutung. Nach dem Kriege standen sicherlich noch in mindestens 75 % aller Wohnungen Möbel aus der Väterzeit, also aus der stillosesten Epoche, die wir überhaupt erlebt haben. In der breiten Masse hatte man daher noch kein Gefühl für das Gut und Böse in Fragen des Stils. Das wurde nun langsam anders. Der „Maschinenstil“ griff weiter auf die täglichen Gebrauchsgegenstände des Hauses über; die gerade Linie und die schmucklose Form wurden zum Postulat.

Trotzdem kann man nicht sagen, daß das Kunsthandwerk nach dem Kriege verelendete. Im Gegenteil, es nahm einen geradezu staunenswerten Aufschwung. Auf allen Gebieten regte sich eine Fülle schöpferischer Kräfte, und noch vor fünf Jahren wollte es scheinen, als könnte der Zug zur Typisierung, wie er sich zunächst in der Architektur und dann in der Herstellung von Serienmöbeln äußerte, die weitere Entwicklung des Kunsthandwerks nicht aufhalten. Das ist nun allerdings in den letzten Jahren völlig anders geworden. Hierin nun in erster Linie den Wandel des Geschmacks, die Abkehr von jeder Schmuckform, den Vorzug der Maschinenware vor der Handarbeit sehen zu wollen, ist meines Erachtens grundverkehrt. Hier sind in allererster Linie wirtschaftliche Faktoren maßgebend. Handarbeit ist immer teurer als Maschinenarbeit. Der verarmte Bürgerstand kann sich einfach keine Luxusgegenstände mehr leisten. Eine Blüte des Kunsthandwerks ist nur in Zeiten möglich, die dem Einzelnen mehr als nur gerade das Existenzminimum gewährt, und so ist es nur natürlich, daß ein großer Teil der Kunsthandwerker infolge des Mangels an Aufträgen seine Werkstatt einfach schließen mußte. Dem Kunsthandwerker geht es heute genau so wie den vielen Malern und Bildhauern, die nicht mehr wissen, wovon sie leben sollen.

Die starke Propaganda eines Teiles der Werkbundmitglieder für die Maschinenerzeugnisse, die besonders deutlich in den letzten Jahrgängen der „Form“ in Erscheinung trat, hat natürlich starken Einfluß auf die „Stimmung“ ausgeübt. Die Suggestion der einfachen schönen Formen

#### 4. Walter Rhaue (Görlitz)



Blumenvasen

technischer Erzeugnisse ist unleugbar; sie ist aber niemals so stark wie die Ergriffenheit, die von einem durch die Arbeit der Hand zur Kunstform erhobenen Gegenstand ausgeht. Das Maschinenprodukt in seiner mathematischen Exaktheit, in seiner Leib gewordenen Zweckmäßigkeit trägt zweifellos hohe ästhetische Werte in sich, niemals aber kann die Maschine Kunst erzeugen. Gerade das von der Maschine geschaffene Vollkommene ist eben das Unkünstlerische, während gerade in dem Rest Unvollkommenheit, das jedem Kunstwerk anhaftet, das Künstlerische steckt. Maschinenkunst ist daher ein Paradoxon.

Ein Teil der Werkbundmitglieder denkt etwa so: der Siegeslauf der Maschine ist nicht aufzuhalten; es ist unnütz und bedeutet Zeit- und Kraftverschwendung, gegen diesen gesetzmäßigen Ablauf anzukämpfen. Im Gegenteil, wer einmal die mit 99 % Wahrscheinlichkeit eintretende Entwicklung erkannt hat, muß den Lauf dieser Weiterentwicklung mit aller Energie fördern. Das Handwerk muß absterben; wozu also noch seinen Lebensfaden künstlich in die Länge ziehen? Am besten — leider aber nicht durchführbar — wäre es, man rottete es aus, und machte die Bahn für die Ausdehnung neuer ungeheurer technischer Möglichkeiten ganz frei. Für diesen Teil der Werkbundmitglieder ist die Frage: Nur — Industrie oder Industrie und Handwerk ganz eindeutig für die Nur-Industrie entschieden; er sonnt sich in dem Glauben, den „richtigen“, den „modernen“ Standpunkt einzunehmen und betrachtet alle, die anderer Meinung sind, als reaktionär.

Selbstverständlich könnte sich eine derartige Entwicklung nur ganz langsam vollziehen, denn der deutsche Handwerkerstand kann so wenig wie irgendwo in der Welt einfach von heute auf morgen aus der Welt geschafft werden, dazu bedürfte es mindestens des Ablaufs einer Generation. Wir aber dürfen wohl alle den Glauben haben, daß, wenn unsere Kinder einmal in unsere Jahre kommen, sie es wirtschaftlich besser haben werden als wir, d. h. ihr Lebensstil wesentlich höhere Ansprüche an die Annehmlichkeiten und Schönheiten der Welt stellen kann und wird, als wir es gegenwärtig können. In dieser Zeit wird das Maschinenprodukt in weiten Konsumentenkreisen ein Gefühl für die Ästhetik des Zweckmäßigen geschaffen haben,

## 5. Staatliche keramische Fachschule Bunzlau



Abteilung Prof. Hennig

das die Grundlage für die Ausbildung eines persönlichen Geschmacks und in höherem Sinne auch eines persönlichen Lebensstils bildet. Ein deutsches Volk mit einem ausgeprägten persönlichen Nationalstil wird in besserer wirtschaftlicher Lage als heute bestimmt wieder nach dem Handwerker rufen und Hunderte von Kunsthandwerkern in Brot setzen, aus dem einfachen Grunde, weil die ausgebildete Persönlichkeit nach Differenzierung strebt und im Typus nur das zu Überwindende sieht. Diese ganze Frage hat noch eine sehr wesentliche politische Bedeutung, politisch insofern: wie verhält sich heute der Staat gegenüber dem Handwerk?

Der Staat hat ein Interesse an der Förderung von Qualitätsarbeit. Je höher die Qualität seiner gewerblichen Erzeugnisse ist, um so stärker der Export, um so höher sein Ansehen auf dem Weltmarkt. Zur Förderung von Qualitätsarbeit gibt es zwei Hauptmöglichkeiten: Erziehung des Qualitätsgefühls beim Produzenten und zweitens beim Konsumenten. Dies sind nur Wege zur Qualitätsarbeit, die vom Staat beeinflußt werden können; der Staat hat jedoch — wenigstens heute in Deutschland — keinerlei Einfluß auf das Gewerbeprodukt; was aus den privaten Werkstätten und Fabriken an Waren auf den Markt kommt. Die Zeiten eines Colbert und Friedrichs des Großen sind endgültig vorüber. Natürlich verfügt der Staat über eine große Anzahl von Möglichkeiten, die Gewerbetätigkeit durch eine sinngemäße Verkehrs-, Zoll- und Steuerpolitik qualitativ zu steigern.

Die Erziehung des Qualitätsgefühls der Hersteller leitet der Staat direkt durch die Einrichtung seiner verschiedenen Schulsysteme. Im Gegensatz zu England hat Deutschland bis heute die Geschmacksbildung der Verbraucher fast ganz vernachlässigt und nur an die fachliche und künstlerische Erziehung des Produzenten gedacht. Hier liegt in Deutschland noch eine Hauptaufgabe der Zukunft für den Staat vor, das gesamte System seines technisch-künstlerischen Bildungswesens für alle Schichten der Bevölkerung dem einen Ziel: Erweckung technischen und künstlerischen Verständnisses dienstbar zu machen. Ein weiterer großer Einfluß auf die gewerbliche Produktion ist nicht nur dem Staat, sondern auch den Städten in ihrer Eigenschaft als Großkonsumenten gegeben.

## 6. Packungen



Aus der Fachabteilung für Buchgewerbe und Graphik der Breslauer Handwerker-u.Kunstgewerbeschule (Klasse Professor Hampel)

In der gegenwärtigen Lage ist natürlich von allergrößter Bedeutung, wie der Staat die weitere Gewerbeentwicklung von sich aus sieht, wie er dem Problem Industrie — Handwerk gegenübersteht. Spräche er im besonderen dem Kunsthandwerk für die Zukunft die Existenzfähigkeit ab, so müßte er die Werkstätten seiner Kunstschulen und die Städte auf seine Initiative für die Kunstgewerbeschulen schließen. Da wir jedoch gegenwärtig in einer ausgesprochenen Übergangszeit leben, die noch zu keiner Klarheit sich durchgerungen hat, so muß sich auch der Staat gerade in seinen Entschließungen auf kulturellem Gebiete vor jedem Radikalismus hüten. Solange das Absterben des Kunsthandwerks nur eine Glaubensangelegenheit einer verhältnismäßig kleinen Gruppe ist, hat der Staat bzw. haben die Städte alle Mittel für den vielleicht wichtigsten Teil der Kunsterziehung bereitzustellen, die darniederliegende Handwerkskunst wieder aufzurichten. Und hier mußte das Urteil führender Fachleute maßgebend sein, daß die Kunstgewerbeschulen nur im engsten Zusammenhang mit dem Erwerbsleben sich jung erhalten und Tüchtiges leisten können, die mußten eben produzierende Werkstätten sein. Der schnelle Nutzen, den das private Unternehmertum daraus ziehen könnte, ferner die Möglichkeit der Gewerbetreibenden, künstlerisch begabte Kräfte von der Schule in den eigenen Betrieb hinüber zu ziehen, sind Vorteile genug, die übertriebene Angst der Handwerkerkreise vor der behördlichen Konkurrenz fallen zu lassen. Staat und Städte hätten weiterhin die Pflicht, ihren Bedarf an gewerblichen Erzeugnissen nur in bester und vorbildlichster Form zu decken. Die Aufgabe einer Kunstschule besteht nicht darin, einzelne große Genies zu entdecken und zu fördern — diese könnten am ehesten die Kunstschule entbehren — sondern die Erziehung zur guten Form, die Schulung zur Qualitätsarbeit in möglichst breite Kreise der Gewerbeerzeugenden hineinzutragen; diese Kreise umfassen nicht nur den Handwerker und den Entwerfer, sondern auch den Fabrikherren.

In Schlesien liegen die Verhältnisse gegenwärtig noch trostloser als im übrigen Deutschland. Der selbständige Kunsthandwerker existiert nur noch in einigen seltenen Exemplaren. Zu den Kunstschulen Schlesiens: Kunstakademie, Handwerker- und Kunstgewerbeschule in Breslau,

## 7. Taufbecken und Kanne in Bronze



Aus der Lehrwerkstatt für Edelmetallararbeit der  
Breslauer Handwerker- u. Kunstgewerbeschule  
(Klasse Prof. Beyssel)

zu den Fachschulen: Keramische Fachschule in Bunzlau, Holzschnitzschule in Bad Warmbrunn, Höhere Fachschule für Textil-Industrie in Sorau, ist neu hinzugekommen: die Glasfachschule in Bunzlau. Leider haben wir auch hier in Schlesien das bayrische Prinzip befolgt, die Fachschulen nicht in das großstädtische Zentrum, sondern in oder in die Nähe solcher Orte zu verlegen, die selbst Zentrum der in Betracht kommenden Industrie sind. Die beiden Fachschulen für Keramik und Glas gehören nicht nach Bunzlau, sondern nach Breslau, und es ist außerordentlich bedauerlich, daß sich die Breslauer Stadtverordnetenversammlung gegen die Glasfachschule in Breslau entschied. Über die Aufgaben und die Organisation der Kunstschulen gehen die Ansichten weit auseinander. Um so wichtiger wird dadurch die Persönlichkeit der einzelnen Direktoren. Starke Naturen wie Gropius und Riemerschmied schufen Schulen aus einem Guß. In Breslau krankt die Handwerker- und Kunstgewerbeschule an einem Raummangel, der eine gesunde Entwicklung, geschweige denn einen von Grund auf neuen Aufbau einfach unmöglich macht. Und es ist tief bedauerlich, daß bei den großen Abstrichen am Kulturetats auf Jahre hinaus kaum eine Besserung zu erhoffen ist. Wenn einmal in hundert Jahren eine Ausstellung sich zur Aufgabe stellte, das Beste zusammenzutragen, was etwa in der Zeit von 1900 bis 1930 im schlesischen Kunsthandwerk geleistet

worden ist, so müßte man als den begabtesten Kunsthandwerker der älteren Generation den Eisenschmied Vonka besonders herausstellen und als den Vertreter der jungen Generation den Glasschleifer Richard Süßmuth in Penzig.

Die verschiedenen Publikationen, die im letzten Jahrzehnt über geschmiedetes Eisen erschienen sind, lassen erkennen, daß in diesem Zeitraum kein anderer deutscher Kunstschmied neben Vonka genannt werden kann, dessen Arbeiten auch nur im entferntesten technisch und künstlerisch den seinen gleichwertig wären. Daß diese als Mensch ebenso vornehme wie als Künstler große Persönlichkeit heute durch eine schwere Krankheit gegenwärtig an der weiteren Ausübung seiner Kunst schwer behindert ist, bedeutet einen großen Verlust. Richard Süßmuth hat in zäher Arbeit vom einfachen Glasschleifer sich zu einem Künstler von europäischem Ruf heraufgearbeitet. Was nicht einem einzigen der jungen schlesischen Kunsthandwerker-Generation gelungen ist, gelang ihm, aus allerbescheidensten Anfängen heraus einen in technischer wie in künstlerischer Hinsicht mustergültigen Betrieb zu errichten, der heute bereits in der Lage ist, altrenomierten Großbetrieben in anderen Teilen des Reiches (z. B. Berlin und Hamburg) erhebliche Konkurrenz zu machen. Wohl die einprägsamste, wenn auch wirtschaftlich ihm schadende Anerkennung seiner Leistung ist die Tatsache, daß einmal andere Konkurrenzfirmen darauf aus sind, von ihm angelernte Kräfte in ihre Betriebe zu bekommen, und zum anderen, daß man an den verschiedensten Orten eklatanten „Süßmuth-Nachahmungen“ begegnet. Süßmuth läßt nicht nur nach eigenen Entwürfen Hohlglasformen herstellen, die er mit eigenen Glasschliffmustern versieht, sondern seit Jahren ist er bereits dazu übergegangen, geschliffene, geätzte bzw. gemalte Glasfenster größten Formats für Architekturaufgaben in eigener dazu ausgestatteter Werkstatt herzustellen. Es ist bemerkenswert, daß Süßmuth seine größten Aufgaben bis jetzt nicht aus Schlesien erhalten hat, wenn auch neuerdings Oberschlesien ihn zu größeren Arbeiten heranzog. In Leipzig hat er Fenster (24 Stück!) für die Buchdrucker-Lehranstalt geliefert, ebenso auch für das dortige kaufmännische Vereinshaus. Weiterhin erhielt er verschiedene große Aufträge aus Dresden, Grimma und anderen sächsischen Städten. Größere Lieferungen von Glasmalereien gingen nach Magdeburg, Essen, Berlin, Plauen i. V., Koburg u. a. Orte. Wohl ein Dutzend deutsche Museen besitzen von ihm Arbeiten, selbst die Museen in Chikago und Honolulu haben Einzelwerke von ihm auf der Glas-Wanderausstellung, die im vergangenen Jahre durch Amerika lief, angekauft. Gegenwärtig hat er eine Kollektivausstellung in New-York.

In Richard Süßmuth hat Deutschland gegenwärtig nicht nur seinen erfolgreichsten Pionier für die künstlerische Entwicklung des Glasschliffes, sondern auch seinen ersten Glaskünstler. Dies sollte der eigenen engeren Heimat Pflicht genug sein, ihn mehr, als es bisher geschah, zu Aufgaben heranzuziehen.

Als ich das letzte Mal vor 5 Jahren über das schlesische Kunsthandwerk in den Schlesischen Monatsheften schrieb, wirkte noch Willi Fitzner in Boberstein, der damals schöne kupfergetriebene Arbeiten herstellte. Er mußte wegen zu geringen Absatzes Schlesien den Rücken kehren und ist zu einer Firma, der er die Modelle entwirft, nach Berlin übergegangen.

Der Keramiker Walter Rhaue in Groß Biesnitz b. Görlitz hatte noch vor drei Jahren große Lieferungen für Amerika. Durch die Zollmaßnahmen der U. S. A. ist für ihn heute jeder



Export unterbunden. Seine auf dem Auslandsgeschäft aufgebaute Werkstatt belastet ihn durch die hohen Zinsen heute derart, daß er mit seiner Familie Not leidet. Staatliche oder städtische Zuschüsse hat er nicht zu erwarten. Auch hier das typische Bild der gegenwärtigen Notlage des Kunsthandwerks in Schlesien.

Von den Werkstätten der Breslauer Kunstakademie hat besonders die Klasse der Weberei überzeugende Leistungen hervorgebracht, unter denen Teppiche nach Entwürfen von Oskar Moll den ersten Platz einnehmen.

Zum Schluß sei noch der ausgezeichneten Arbeiten gedacht, die in den letzten Jahren von der Keramischen Fachschule in Bunzlau hervorgebracht wurden. Professor Hennig hat hier als Schöpfer guter moderner Formen große Verdienste. Das Bedauerliche ist nur, daß die Großindustrie vorläufig sich noch abwartend oder doch sehr zurückhaltend verhält, vermutlich weil sie erst einmal die alten Restbestände los sein will und die bereits aus vielen Anzeichen erkennbare Sanierung des Geschmacks in breiten Schichten der Bevölkerung noch allzu sehr unterschätzt. Während in der schlesischen Textil-Industrie bei den Fabrikherren das Qualitätsbewusstsein immer vorhanden war, kann man dies in der schlesischen keramischen Industrie nicht behaupten. Aber auch hier muß sich mit der zwangsläufigen Vereinfachung der Formen in den nächsten Jahren ein Umschwung vollziehen.

Neben der Förderung des Kunsthandwerks erscheint mir gerade die Erziehung des Fabrikherrn, sei er Besitzer oder Direktor, zur Qualitätsgesinnung eine Hauptaufgabe. In bestimmten Industrien ist das heute noch keineswegs der Fall, und es wäre durchaus heilsam, wenn sich einmal die Presse die Aufgabe stellte, an geschmacklosen Schundwaren, die aus Betrieben sonst im öffentlichen Leben hochangesehener Persönlichkeiten kommen, aller schärfste Kritik zu üben. Wer mit Kitsch Geschäfte macht, ist ein Schädling am Volk.

Schlesien mit seiner gegenüber dem Westen bedeutend kleineren Industrie ist in viel weiterem Umfange als dieser auf das Handwerk angewiesen. Sollte einmal — was in der nächsten Generation gewiß noch nicht der Fall sein wird — der Handwerkerstand des Westens durch die Industrie zu völliger Bedeutungslosigkeit herabgedrückt werden, so dürfte im Osten eine solche Entwicklung sicherlich erst eine Generation später zur Auswirkung kommen. Vorläufig muß daher Schlesien für die Erhaltung des Handwerks mit aller Energie eintreten und nichts unversucht lassen, Qualitätsware zu fördern. Qualitätsarbeit ist nicht nur ein Mittel zu wirtschaftlichem Aufschwung, sondern auch der Weg zur Wahrung und Vertiefung nationaler Kultur.

## **KESSELKLOPPEN      VON PAUL BARSCH**

Der bekannte Dichter, der selbst aus dem Handwerkerstande hervorging, schickt uns zu diesem Hefte einen Beitrag, der eine Jugenderinnerung enthält.

Seit zweiundfünfzig Jahren haftet mir im Sinn eine Geschichte, die mir einer erzählte, der sie miterlebt hat. August Lehmann hieß er, und er war Schlosser in der Werkzeugfabrik von Richard Standfuß zu Breslau. Dort arbeitete ich damals als Tischler, und mich verband mit ihm eine Kameradschaft, die tief in unsern Gemütern wurzelte. Seine Erzählung klang ungefähr so: Kesselkloppen ist ein schweres und anstrengendes Werk. Einen ganzen Sonntag hindurch steckten wir in dem Bauche eines eisernen Ungetüms. — Je müder die Hände und die anderen

Gliedmaßen bei der Klopferei wurden, desto öfter ermunterten wir uns gegenseitig zum Fleiße. Wir durften erst weichen und ausruhen, wenn die Arbeit vollendet war. Montags früh mußte der Dampfkessel wieder in Betrieb gesetzt werden. Mein Kamerad war unzufrieden mit mir. „Bei dir fleckt's nicht so wie sonst“, sagte er.

Das mochte wohl sein so. Ich war erklätet, und in den Knochen lag mir eine bleierne Müdigkeit. Dennoch tat ich meine Pflicht und hielt, so sehr sich auch mein Zustand verschlechterte, tapfer aus bis zum Schluß. Kurz vor Mitternacht hatten wir unsere Aufgabe vollendet.

Bei der Ankunft in meiner Wohnung vermißte ich einen meiner Klopfhämmer. Mir fiel ein, daß er im Dampfkessel zurückgeblieben war. Mein bester war's, und ich entschloß mich, ihn zu retten. So bat ich denn meine Frau, mich um sechs Uhr zu wecken. Sie kochte mir, als ich im Bette lag, einen Kräutertee, der mir mit dem Schweiß die Krankheit austreiben sollte. Morgens fiel mir das Aufstehen schwer, aber mir blieb der Trost, daß ich noch genug schlafen könne, da ich nach jedem Kesselklopfen das Anrecht auf einen freien Halbttag besaß. Erst kurz vor sieben Uhr kam ich an mein Wanderziel. Die Maschinenfabrik war noch verschlossen. Der Pförtner ließ mich in den Kesselraum und schalt auf den Heizer. Der sei zwar pünktlich um halb sieben dagewesen, dann aber verschwunden. Mich ging das nichts an.

Mein erster Blick galt den Mannslöchern. So hießen die Luken, die das Einsteigen in den mächtigen Hohlraum ermöglichten. Eines der Löcher war nicht verschlossen, — für mich ein Beweis, daß der Heizer unsere Arbeit geprüft hatte. Der Hammer war dabei seinen Blicken entgangen, — der lag an der jenseitigen Kesselwand.

Schnell hinein! Im Kessel verspürte ich plötzlich Lust, mich zu überzeugen, daß wir muster-gültig gearbeitet hatten. Ich tastete forschend die Wandungen ab und stellte Vergleiche an zwischen der Klopperei meines Kameraden und der meinen. Da — die Klappe flog zu, und fast gleichzeitig ergoß sich ein dicker Wasserstrahl in den Raum. Mich durchfuhr ein Todesschreck ...

„Halt! ... Halt! ... Zum Donnerwetter! ... Sind Sie verrückt!“

Ich schrie, — ich brüllte, — ich hieb mit den Fäusten an die Kesselwand. War denn der Mensch da draußen taub geworden? ... Das Wasser brauste und schwoll, meine Angst steigerte sich zur Entsetzlichkeit, und ich bückte mich und fischte mit den Händen nach dem Hammer ... Wenn ich ihn nicht fände? ... Das grauenhafteste Ende war mir dann gewiß. Blitzschnell sausten fürchterliche Vorstellungen durch mein Hirn, und ich erlebte mit Sekundenschnelligkeit tausend Tode ... Lebendig begraben in der Finsternis ... Gesotten werden wie ein Krebs, der im kalten Wasser des Kochtopfs über dem heißen Herde schwimmt ... Scheiden müssen von Weib und Kind und von allem, was einem lieb ist auf Erden ... Hilfe! ... Hilfe!

Gott sei Dank, der Hammer! Ich hielt ihn in der Rechten, und schon flogen die Schläge an die Kesselwand. Ich hieb aus Leibeskräften, und ich meinte, sie müsse zerspringen. Das Rauschen und Brausen endete, eines der Mannslöcher tat sich auf, meine Hände klammerten sich krampfhaft an die Kante, mit einem Ruck schwang ich mich hinaus.

Der Heizer und der Pförtner standen vor mir wie versteinert ... Ich, der ich dem Grabe entronnen war, fand eher Worte als sie. Als endlich auch sie die Sprache wiederfanden, ergoß

sich eine Flut von Vorwürfen über mich. Nur mich allein träfe die Schuld, wenn ich im Kessel umgekommen wäre ...

Mochten sie recht haben! Die Lust zum Streiten war mir vergangen. Mir leuchtete wieder das Licht des Lebens. Die Seligkeit warf mich fast um.

Im Heizofen flammte schon das Feuer. Bei seinem Anblick überkam mich noch ein letzter Schauer.

„Mund halten! Wir sprechen nicht darüber. Kein Mensch braucht es zu wissen“.

Dem Heizer und dem Pförtner war das aus der Seele gesprochen.

Durchnäßt und fiebernd kehrte ich mit dem geretteten Hammer nach Hause zurück. Die Meinen wunderten sich über meine Fröhlichkeit. Sie ahnten nicht, daß ich im Gemüt ein Fest des Wiedersehens feierte, und ich habe es ihnen auch niemals gesagt. Nachmittags stand ich wieder an der Drehbank.

## **EIN BRESLAUER INNUNGSHAUS**

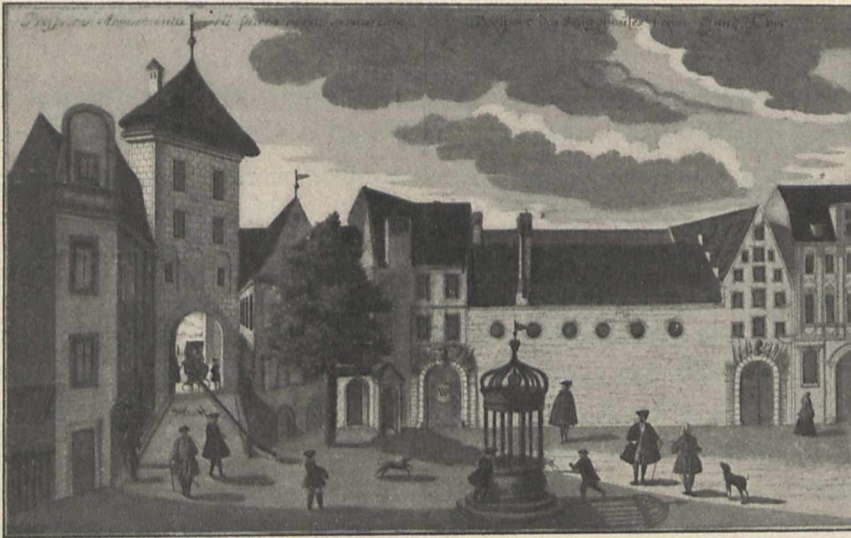
**Von Dr. Ernst Scheyer**

Wenn Vergangenheit und Gegenwart sich innig berühren, so ergibt sich ein Neues, nicht als Summe, sondern als Durchdringung beider Teile. Wenn das schlesische Baugewerbe, die mächtige Schlüsselinnung unter den Gewerken, das schöne barocke Patrizierhaus in der Sand-Str. 10 sich als Innungshaus herrichten ließ, so ist das nicht Zweifel an den Bauformen der Gegenwart, historische Kostümierung, sondern der erzieherische Versuch, den alten historischen Begriff der Innung nach außen sichtbar zu verkörpern und ihn nach innen mit einem neuen Leben, dem Geist großzügiger, moderner Organisation zu erfüllen. Und so ergibt sich das schlesische Baugewerbehaus als Musterbeispiel einer Durchdringung von Vergangenheit und Gegenwart.

### **Vergangenheit\*)**

Im ältesten Breslau, auf einem der ältesten Straßenzüge, „als man vom newmargt zu unser lieben frawen thore geet“, in der Gasse, wo einst die Maler saßen, ließ der Ritter von Blumen-cron, Römischer Kaiserlicher Majestät Kammer- und Kommerzienrat im Herzogtum Ober- und Niederschlesien, das alte gotische Haus, das er im Jahre 1733 von der Stadt Breslau gekauft hatte, zu einem stattlichen Gebäude umbauen. Es zeigt jenen für Breslau charakteristischen, behäbigen „Hochhaustyp“, der geeignet ist, die Bedürfnisse patrizischer Repräsentation mit denen merkantiler Machtentfaltung zu vereinigen. Seine besondere Note erhielt das Haus durch die Nachbarschaft des städtischen Zeughauses am Sandtor, an das es sich unmittelbar anlehnte. (Seit 1909 steht dort die Ritterplatz-Markthalle.) Auch stilistisch, zum mindesten in der Gestaltung des wehrhaften Tores mit seinem rustizierten Quaderwerk, hat

\*) Die „Geschichte des Baugewerbehauses“ bei Paul Habel in „Ostdeutsche Bauztg.“ 28. Jhg. Nr. 10



**1. Alte Ansicht des Sandtors.  
Ganz am Rande rechts Herr  
von Blumenrons Haus, heute  
das Schles. Baugewerbehaus**

Nach einer Zeichnung von F. B. Werner

diese trutzige Nachbarschaft abgefärbt. Der Stich nach Friedrich Bernhard Werner, der um 1740 herauskam, (Bild 1) zeigt ganz rechts vom Bildrand überschritten „Herrn von Blumenrons Haus“ in seiner ungewöhnlichen reizvollen Lage. Ein Platz öffnet sich voll mittelalterlichen Gewinkels. Herrenhaft aufgeputzte Kinder spielen um einen Brunnen, auf den der Schatten alter Bäume fällt. Tore, mit Standarten und Turnierhelmen bewehrt und mit dem Hoheitszeichen der Stadt Breslau geziert, wahren das Korn und die Waffen der Bürgerschaft für böse Kriegezeiten, und ein mächtiger Torturm „unser lieben Frauen Tor“ führt hinaus auf die Brücke, die als die älteste über den Oderstrom geschlagen ist.

## Gegenwart

Wenn man nicht mit einem besonderen historischen Instinkt begabt ist, wird man wenig von dieser Vergangenheit heute noch spüren. Von dem, was der Wernersche Stich uns zeigte, ist einzig das Blumenronsche Haus geblieben. Von dem roten Ziegelbau der Markthalle — wieder ist es ein Verproviantierungsbau! — hebt es sich jetzt in seiner hellen kühlen Farbigkeit der letzten Renovierung (Ende 1929) fast reserviert ab. Wer es vorher kannte, da es gewerblichen Zwecken diene, verkommen in Schmutz, wird sich freuen, daß es das Aschenbrödelgewand mit der lichten Prinzessinnenkleidung vertauscht hat (Bild 2).

Diese Wiedergeburt ist der Tatkraft des Obermeisters der Breslauer Mauerinnung Ratsbaumeister und Stadtrat Doerfert zu danken, der nicht nur der Schöpfer der Idee war, dieses Gebäude den Aufgaben des Handwerks zuzuführen, sondern von dem auch die feinfühlig innenarchitektonische Umgestaltung stammt. Gerade für eine Innung wie der Maurer und Steinhauer, die einen so kontinuierlichen Anteil an dem „Gesicht“ ihrer Heimatstadt hat, eine würdige Wohnstätte, die sich die Innungsmitglieder opferwillig geschaffen haben. In den schönen lichten Büros, denen die hohen alten Türen fast einen hanseatisch-patrizischen Anstrich geben, ist außer den Innungen des Baugewerbes und seinen Trabanten wie Fuhrherren, Transport-

**2. Das schlesische Baugewerbehau nach seiner Erneuerung.**



und Verkehrsgewerbe, Möbelspediteuren und Steinsetzern noch die Spitzenorganisation untergebracht: der Innungsausschuß zu Breslau.

An die Stätten der Arbeit schließen sich eng verbunden die der Erholung und der Geselligkeit an. Im Nachbarhaus (es ist mit dem Baugewerbehau zu einer räumlichen Einheit verschmolzen, die nach außen jedoch nicht in Erscheinung tritt) ist die „Innungsschänke“ untergebracht, deren Räume mit Meisterzimmer und großem Innungssaal Schöpfungen der Breslauer Innenarchitekten Heßler und Mohr sind. Ohne zu historisieren und in Meistersingerpoesie zu machen, ist hier in den eichengetäfelten Räumen etwas vom Geist altdeutscher Zunftgeselligkeit eingefangen, und mit Behagen geht einem jener alte Sinnspruch aus dem Jahre 1475, dem Stiftungsjahre der Breslauer Maurerzunft ein, mag er auch ursprünglich diese „feuchte“ Bedeutung nicht gehabt haben:

# RUNDSCHAU

## Musik

Deutsche Uraufführung in Breslau: Madame Sans Gène — Neueinstudierung der „Meistersinger“ — Star- oder Ensembleoperette? — Gleiwitzer Liedertafel — Junge Bühne.

Wenn es dem Librettisten Renato Simoni gelungen wäre, aus Sardous Schauspiel „Madame Sans Gène“ ein unterhaltendes, Situationen und Charaktere interessant zeichnendes Opernbuch zusammenzuschreiben, würde man die Überantwortung seines Geschicklichkeitsprodukts an den müden und hochgradig eklektischen Komponisten Umberto Giordano als Unglück betrachten müssen. So aber ist nichts verloren gegangen wie die auf die Einstudierung verwendete Energie. Entweder besitzt der Librettist keine Ahnung vom Wesen des Sardouschen Theaters, oder er war bei Abfassung des Buches von all den mehr oder weniger guten Geistern, die auf diesem Theater lebendig sind, völlig verlassen. Aus Stoffteilchen des Schauspiels rührt er eine Mixtur an, halb opera seria, halb opera buffa. Diese Mixtur ist historisch, so was gibt's; so was gibt's sogar in meisterlicher Form. Da ist Tragik mit Entschiedenheit zusammengeballt, Komik, witzvoll und schlagkräftig der Tragik entgegengestellt, die Logik der Beziehungen überzeugt. Bei Simonie verfängt sich die Tragik in sentimentaler Pose, die Komik wirkt platt und substanzlos. Die Substanz der Giordanoschen Musik ist das, was ein Routinier an abgebrauchten Formen bei Vorgängern findet, was er entgeistigt und dann säuberlich niederschreibt. Nicht daß die Musik die Fraktur des Gewesenen benutzt, macht ihre Schwäche aus, die Form ist niemals entscheidend, sondern daß die Form leer läuft, daß sie klingelt und nicht klingt, das spricht ihr das Urteil. Warum führt man so ein Stück auf? Weil man eine hochbefähigte Künstlerin im Ensemble hat, für die man Rollen braucht. Die Rolle und ihre Darstellung ziehen das Publikum an. Die Theaterpraxis übt diesen Brauch, sie übt ihn oft mit Recht, nämlich dann, wenn die geniale Individualität eines Künstlers oder einer Künstlerin den Theatererfolg herbeiführt. Daß unsere Opernintendanz mit Frau Darbow Repertoire macht, ist durchaus richtig. Dem Beifall nach zu urteilen, war auch diesmal die Spekulation gelungen. Frau Darbow wirkte, aber sie wirkte, von der Rolle aus gesehen, nicht logisch. Ihre Individualität steht dem Lustspielmäßigen entgegen. Was sie da macht, ist eben Mache, ist nicht persönlicher Ausdruck. Von den übrigen Darstellern nahmen sich Rudow und Wilhelmi am geschicktesten. Die Regie Jacobs unterstrich das Uneinheitliche des Buches, anstatt es zu mildern. Kapellmeister

Schmidt-Belden erfüllte die ihm auferlegte Pflicht: Giordanos Musik zu dirigieren, mit entsagungsvollem Eifer.

Die erste Aufführung der musikalisch aufgefrischten „Meistersinger“ litt unter der Indisposition des Sächsdarstellers. Vortrefflich Orchester und Chöre, stimmlich und darstellerisch imponierend Andra als Pogner, beifallswürdig Ventur Singer als Stolzing, prächtig der David Heyers. Diese Meistersingeraufführung bringt dem Stadttheater volle Häuser.

Slezak als Operettensänger! Mußte aller Berechnung nach für Breslau, wo Slezak halb und halb beheimatet ist, wo man ihn aber nur als tragischen Helden kennt, sensationell wirken. Seinem „Blaubart“ widerfuhr auch alle Gerechtigkeit. Aber es zeigte sich, daß in Breslau mit dem Starwesen nun einmal nichts anzufangen ist. Das System macht hier Bankrott. Man hatte Slezak in eine klägliche Umgebung gestellt. Da war jede Versöhnung trotz der Vermittlung der starken Einzelleistung unmöglich. Man hört, daß die kommende Spielzeit einen Systemwechsel bringen soll. Für das Schauspielhaus die einzige Rettung. Das Publikum will ein Ensemble von Niveau, will durchgearbeitete Aufführungen. Für die neue Direktion sind die Richtlinien klar vorgezeichnet.

Die Erinnerung an die Abstimmung in Oberschlesien vor zehn Jahren ruft auch das wach, was die ober-schlesischen Gesangvereine, besonders die deutschen Männergesangvereine, in der Besatzungszeit erdulden mußten. Im deutschen Sängermuseum zu Nürnberg — in der Katharinenkirche — sind erschütternde Zeugnisse von Kampf und Märtyrertum aufbewahrt. — Es war ein guter Gedanke der Gleiwitzer Liedertafel, den Sangesbrüdern der Provinzhauptstadt zu zeigen, wie man in Oberschlesien, wo das Chorwesen blüht wie nur je, deutschen Männergesang in volkstümlicher und in künstlerischer Art pflegt. Das Konzert und die ihm folgende Begrüßungsfeier waren machtvolle Kundgebungen.

Es war vorauszusehen, daß es der Jungen Bühne nicht leicht werden würde, den Bedarf an interessantem und wertvollem Material zu decken. Reicht das Angebot an verwendbarer szenischer Kunst nicht aus, dann muß zu Konzertmusik, eventuell zum Film gegriffen werden. Der Sinn des Studio liegt doch nicht darin, festzustellen, dieses oder jenes Operchen, was die Neuzeit hervorgebracht hat, ist dumm und langweilig, sondern darin, Werte zur Diskussion zu stellen. Die Junge Bühne hat nicht nur artistische, sondern auch ethische Pflichten. Läßt sie umfassende Wertmaße außer acht, so entfernt sie sich von ihrer

Aufgabe — die am Anfang klar vorgezeichnet war — und sie verliert das Publikum. Die dritte Veranstaltung brachte drei Stücke, von denen nur eins dem Sinne unsrer Jungen Bühne entsprach.

Die „graziöse Oper: Sganarelle“ oder „der Schein trägt“ von Wagner-Régeny gehört stofflich zu den Schwänken, die vor 300 Jahren dem Theaterpublikum angenehm waren. Heute langweilen sie uns, selbst wenn sie durch den Namen Molière gedeckt sind und wenn sie Ludwig Fulda zur Übersetzung begeistern. Wagner-Régenys Musik ist nicht übel. Grazie und Geschmack kann man ihr nicht absprechen. Aber sie gibt dem abgebrauchten Stoff und der dürftigen Handlung keinen erhöhten Gehalt und bringt keine Vertiefung. Die von Hans Oppenheim und Felix Klee geleitete Aufführung konnte nichts retten. Der Kriminal-Ballettsketch: „Robes, Pierre u. Co.“ von Yvonne Georgi und Harald Kreuzberg baut sich auf einem passablen Einfall auf. Die Musik — auf zwei Flügeln — von Friedrich Wilckens illustriert delikate, aber der satirische Ansatz kommt zu keiner Entwicklung. Das Ganze bleibt in Belanglosigkeit

stecken, man spürt kein Problem, kein Vorwärts, keine Jugend. Und gerade das suchen wir bei Aufführungen der Jungen Bühne. Die Wiedergabe war tänzerisch, szenisch und musikalisch ausgezeichnet.

Der Gewinn der Vormittagstunde war die Bekanntheit mit Manuel de Falles einaktiger Oper: „Meister Pedros Puppenspiel“. Dahinter steckt eine lustige, echte Bühnenidee. Echt lustspielmäßig ist auch die Musik. Das ist ein Stück, das man auch dem Abendpublikum bieten dürfte. Werner Jacobs Regie gestaltet das Spiel charakteristisch und lebendig, Oppenheim musiziert mit außerordentlichem Feingefühl, die Damen und Herren von der Oper und vom Ballett sind eifrig bei der Sache, Herr Hiller (Don Quichote) müßte aber verständlich sprechen, sonst knickt er die Pointe. Die Ausführung der Bühnenbilder hat man diesmal erfreulicherweise einem jungen Breslauer Künstler, Paul Fegeler-Felkendorff, übertragen, der das in ihn gesetzte Vertrauen durchaus rechtfertigte. Die szenischen Bildideen waren klar, malerisch, reizvoll und verbanden sich mit dem Charakter der Stücke.

*Rudolf Bilke.*

## Bildende Kunst

### Otto Meyer: Bildnis eines jungen Mannes (Farbstiftzeichnung)

In den Wandelgängen der Staatl. Kunstakademie fand eine kleine Ausstellung von Werken des Schweizer Malers Otto Meyer statt, zu welcher Prof. Oskar Schlemmer einen aufschlußreichen Vortrag hielt. — Otto Meyer, geborener Berner, früher in Stuttgart, dann in Amden am Wallensee, heute in Zürich lebend, ist ein in Deutschland noch wenig bekannter, außerordentlich sensibler Künstler, der mit Abstraktionen in griechischem Geist begann, dann wundervolle Bleistiftzeichnungen mystischer Haltung schuf und seit einigen Jahren Erinnerungen an seine Waisenhauszeit in Bern gestaltet. Hermann Huber, Willy Baumeister, Oskar Schlemmer u. a. nahestehend, offenbaren seine kleinformigen, in Farbe, Form und Komposition einzigartigen Bilder eine innerhalb des zeitgenössischen Kunstschaffens zunächst befremdende, neue Welt.





**Wolf Röhricht:**  
**Stille Strasse in Orta**

### **Berliner Kollektivausstellungen.**

Junge Künstler — Eugen Spiro — Wolf Röhricht.

Es ist überaus begrüßenswert, daß der „Verein Berliner Künstler“ Gruppen von Sammelausstellungen der jungen Generation vereinigt. Es ist nun schon die zweite derartige Veranstaltung, auf der jeder Künstler mit mindestens vier, oft sieben oder acht Werken vertreten ist. Darunter gibt es allerlei Qualität, wenn auch oft die Einflüsse der Vorbilder noch nicht völlig verarbeitet sind. Das gilt besonders von Kurt von Keudell, aus Breslau gebürtig. Seine Landschaften sind hübsch, aber zu epigonenhaft und auch nicht ganz einheitlich. Besser ist der andere Schlesier, Alfred Knispel, der sehr liebenswürdige, farbig recht sympathische Dinge zeigt. Landschaften aus Tunis und Europa. Spät impressionistisch, verraten sie doch die eigene Künstlerpersönlichkeit.

Ebenfalls Kollektivgruppen hat die „Deutsche Kunstgemeinschaft“ zusammengebracht unter der Überschrift „Theater und Musik in der bildenden Kunst“. Hier soll allen Geschmacksgruppen und allen Einkommensklassen entsprochen werden und so

ist es nicht nur die motivische Überschrift der Ausstellung, die neben Slevogt und Pechstein auch viel, viel Geringere zu Worte kommen läßt. Um so erfreulicher ist es, daß ein schlesischer Künstler besonders auffällt. Fünf große Porträts von Eugen Spiro setzen sich fast zu einer Sonderausstellung durch. Noch sehr den französischen Impressionisten verpflichtet — an Manet wird man besonders erinnert — das Portrait der Tilla Durieux von 1904. Sie sitzt in weißem Kleid und Hut auf einer grünen Bank vor heller Hauswand. Ein weißer Tisch neben ihr, darauf eine Zitrone mit Laub, gibt weitere gedämpfte Farbpunkte. Wie anders ist das alles 1928! Da steht Leni Riefenstahl vor einer blauen Wand: Es ist nicht mehr die glatte Fläche des Impressionisten. Der Hintergrund ist wolkig zersetzt. — Auch hier ist das Gewand weiß. Aber welch anderes Weiß! Licht, klar, prononziert und dabei ein wenig spröde ist das Kleid behandelt. Ein starkes Porträt, gut konzentriert und zusammengefaßt. Ein Jahr früher ist die Renate Müller entstanden. Die wolkigen Farb-



abstufungen sind noch durch huschende Reflexe der Lichter angedeutet, die auf den bunten, gelben und roten Kissenspielen, auf denen die Dargestellte ruht. Alles ist auf Farbe gestimmt, auf vielteilige Abstufung der Farbe. Dadurch aber wirkt es nicht so konzentriert wie die Riefenstahl. Zwei Herrenporträts folgen dann, von 1930 und 1931. Beides gehaltvolle Arbeiten. Mir lieber, als der Kulturminister Becker auf der letzten Sezession. Besonders schön ist der Albert Bassermann (1931), der monumental vor einen lichten Grund gesetzt ist.

In einem anschließenden Saal „Allgemeine Ausstellung“ fallen zwei liegende Frauenakte von Willy Jaeckel auf. Das eine noch in der merkwürdig von zersetztem Licht überspielten Farbigkeit der römischen Zeit, das andere aus dem vorigen Jahr. Zwischen ihnen hängt ein schönes Orchideenbild von Wolf Röhrich.

Diesem Künstler sind zwei Säle in der Sonderausstellung von vier Mitgliedern der Berliner Sezession gewidmet. Aquarelle aus den letzten Jahren, seit 1925, zeigt Röhrich dort. Eine interessante Übersicht von Studienblättern, Landschaften, Stilleben und Porträts. So manches dieser Blätter ist später auf die end-

gültige Form des Ölbilds gebracht worden. Aber gerade die Aquarelle strömen den besonderen Reiz der ersten Niederschrift aus. Dabei enthalten auch sie schon die sehr delikate, sehr vielfältige Farbe, in der sich Röhrichs Hauptkönnen offenbart. Die früheren Arbeiten sind oft aus zarten Farbwolken komponiert, die fast nur im anmutigen Spiel von Licht und Schatten nuanziert sind, fast *renoirisch* könnte man sagen, um die Gattung zu bestimmen. Dadurch sind so reizvolle Blätter wie das „Calla-Stilleben“, das „Verschneite Haus“ und „Notre-Dame“ entstanden. Auf Reisen nach Skandinavien (1928) und Ägypten (1929) setzt eine Wandlung ein. Schon in den nordischen Landschaften wird die Farbe kompakter. Der Wert des Schattenspiels tritt zurück. 1930 — diesem Jahr entstammt die Hälfte der ausgestellten Aquarelle, wird nur noch mit greifbaren Farbkontrasten gearbeitet. Die einzelnen Farpteile sind nun differenzierter in sich. Übrigens läßt sich daraus kein Wertmaß gewinnen. Die „Straße von Orta“, die Landschaft aus Tessin und Oberitalien, die Stilleben von 1930 erfreuen in ihrer anderen Art ebensowohl, wie „Dahabie“, „Kamelreiter“, „Frauen am Nil“, „Hafen von Göteborg“ und die erstgenannten Blätter.

Max Goering.

## Schlesischer Wirtschaftsspiegel

### Der Geist macht lebendig.

Die Woche des Handwerks, der dieses Heft in besonderem Maße gewidmet ist, kann für uns im Osten eine über spezielles wirtschaftliches oder künstlerisches Interesse hinausgehende Bedeutung haben.

Den Zug der Wirtschaftsentwicklung im Interesse eines einzelnen Wirtschaftszweiges, auch wenn dieser früher einmal eine ausschlaggebende Wirtschaftsform gewesen ist, irgendwie aufhalten zu wollen, wäre töricht und zu Mißerfolg verurteilt. Die Mechanisierung der Produktion, ihre Konzentration in Großbetrieben mit rationalisiertem Arbeitsgang hat gleichzeitig mit der Vernichtung einer großen Zahl selbständiger Kleinbetriebe handwerklicher Natur Unternehmungsformen hervorgebracht, die in mehr als einer sozialen oder kulturellen Beziehung etwas vorteilhaft sich von der vorangegangenen Wirtschaftsart unterscheiden mögen. Dennoch wäre es verfehlt, dieser nun romantisch oder sentimental nachzutruern. Das unaufhaltsame Wachstum der Bevölkerung, der immer weiter gestiegene Bedarf, der Ausbau der Verkehrsbeziehungen mußten eine andere Art der Gütererzeugung zwangsläufig hervorrufen.

Man kann überzeugt sein, daß die Erfindung der Maschine, daß die in der Theorie zum Teil schon vor ihr ausgearbeiteten Möglichkeiten der Arbeitsteilung nicht allein das Ausschlaggebende für den Übergang vom Handwerk zum Fabrikbetrieb gewesen sind. Hätte man die Maschine nicht wirklich gebraucht, nicht mit ihr immer größere Erfolge (und gleichzeitig

größere Gewinne) erzielen können, hätte also nicht sich der Warenhunger der Welt unendlich gesteigert — die große technische Erfindung des 19. Jahrhunderts wäre nicht in dem Maße ausgenutzt und ausgebaut worden, wie es eben geschehen ist und geschehen mußte.

Eine exakte Formulierung für das zu finden, was heute als „Handwerk“ bezeichnet wird, fällt recht schwer. Von der technischen Seite her ist sie unmöglich, denn der Handwerker hat sich ja weitestgehend, ebenso wie der Fabrikleiter, die Maschine nutzbar gemacht. Die Betriebsverfassung ist, je größer der Handwerksbetrieb wurde, weitgehend derjenigen der Industrie angepaßt. Ein Unterschied zwischen dem industriellen Facharbeiter und dem ausgelerten Handwerksgehilfen besteht kaum. Kollektiv-Verträge werden ebenso im Handwerk wie in der Industrie vereinbart. Das Anlernen jugendlicher Kräfte erfolgt in beiden Unternehmungsformen oft in der gleichen Art, mit dem einen Unterschied, daß die Fabrik den Lehrlingskurs und die Lehrlingsschule hat, das Handwerk die direkte persönliche Anleitung durch den Meister bevorzugt. Daneben bildet es allerdings auch in einer immer größer werdenden Zahl von Berufs- und Fachschulen seinen Nachwuchs und gleicht sich also auch hier der Industrie an.

Fällt es also unter solchen Umständen recht schwer — wenn man sich eben nicht auf historischer Grundlage bewegen will — heute kurz und bündig auszusagen,

was das Handwerk ist, so ist es trotzdem möglich, immer noch von einem spezifischen Geist des Handwerks zu sprechen. Man kann darunter das Streben nach Qualität fassen, ein höchst persönliches Verantwortungsgefühl des Herstellers für seine Ware, die Pflege gewisser ständischer Traditionen für den gesamten Stand, wie familiärer Überlieferungen für den einzelnen. Dazu kommt als heute für die Allgemeinheit wichtigstes Element ein Behauptungswille, aus dem heraus der Handwerker aufs intensivste bestrebt sein muß, sich bestmöglicher Betriebsführung zu befleißigen, sich mit jedem Fortschritt der Technik vertraut zu machen, um eine persönliche Wendigkeit zu erhalten, die ihn befähigt, einigermaßen den Stößen der Konjunkturbewegung standzuhalten.

Diese dem Handwerk besonders eigene Gesamthaltung ist der Grund, weshalb man eine Woche des Handwerks, eine Sonderschrift über handwerkliche Fragen und Künste, wie diese hier, im Gesamtwirtschaftsinteresse gegenwärtig besonders begrüßen kann. In der vorigen Nummer dieser Zeitschrift wurde im Anschluß an eine Darstellung der neuen Ostvorlage erklärt, daß öffentliche Subventionierung eines oder mehrerer Wirtschaftszweige allein diese nie zu neuer Blüte bringen könne, im besten Falle nur eine Art Hilfsstellung für den betreffenden Wirtschaftszweig darstelle, die ihm den Mut und die Bewegungsfreiheit für die Entwicklung eigener neuer Kräfte geben könnte. Es ist gewiß nicht leicht, die Landwirtschaft des Ostens in Formen zu bringen, wie sie bis jetzt nur südlicheren und westlicheren Gebieten eigen sind. Der Charakter der Landschaft, die Wesensart der in ihr verwurzelten Menschen scheinen dem in manchem zu widerstreben. Die Weite des Ostens legte einst von Innerdeutschland wesentlich verschiedene Formen der Bodenbewirtschaftung nahe. Von der „Steppe“ war der Übergang zur extensiven Landwirtschaft naturgegeben. Doch der deutsche Osten ist eng geworden; der in ihm wohnende Mensch ist durch den unaufhaltsamen Gang der zivilisatorischen Entwicklung in manchem ge-

wandelt, und es geht vor allem nicht mehr an, den Osten auf die Dauer als einen vom ganzen übrigen Deutschland artverschiedenen Landesteil zu betrachten. Einst konnte es vielleicht seine wesentliche Aufgabe sein, menschliches Kräfte-reservoir für das zunehmend verstärkte deutsche Innenland zu bilden und ebenso wie unverbrauchte Menschenkraft die Rohstoffmassen für die Ernährung zu liefern. Heute ist der Rohstoff als solcher, nachdem die weiten Gebiete des fernen Westens und Ostens als seine Lieferanten den Vorteil vorläufig fast unerschöpflich scheinender Fruchtbarkeit erschlossenen Bodens aufweisen, in seiner Bedeutung stark gemindert. Er ist ferner mit der zunehmenden Differenzierung der menschlichen Bedürfnisse und ihrer Abwandlung nicht mehr der allein ausschlaggebende Faktor für die Existenz eines Volkes. Dazu kommt, daß auch der Mensch, der heute im deutschen Osten siedelt, nicht mehr der Bedürfnislose, dafür aber auch geistig Primitive ist. Die Grenze für diesen Typus hat sich weiter nach Osten verschoben. Manche Beispiele praktischer Siedlungsversuche — das fast Unmögliche, Siedlung „vom grünen Rasen“ in deutsch besiedelten Gebieten zu betreiben im Gegensatz zu polnischen — belegen diese Entwicklung.

Auch wenn man nur diese ganz allgemeinen wirtschaftlichen Dinge in Rechnung stellt, gar nicht auf die aktuellen Forderungen zur Behebung der deutschen Agrarkrise Bezug nimmt und nicht die angesichts der zunehmenden geistigen Verödung des Ostens in jeder Form zu unterstützende Zielsetzung einer innigen Verkettung der Ostgebiete mit dem ganzen Deutschland, einer alle Landschaften gleichmäßig umfangenden kulturellen Gemeinschaft in Betracht zieht, wird es deutlich genug, daß die Entwicklung nach einer intensiven Qualifizierung der östlichen Agrarwirtschaft gehen muß. Auf dem Wege zu ihr gibt es kaum ein besseres geistiges Rüstzeug als das, was eben als spezifischer Geist des Handwerks bezeichnet wurde.

Darge.

## Bücher

### Schlesisches Kunsthandwerk im Schloßmuseum Breslau.

*Zu Erwin Hintzes neuem Führer*

Mit diesem vortrefflich ausgestatteten Band (8 Textabb. und 64 Taf., 74 Seiten Text, Preis 2 RM.) hat Erwin Hintze einen neuen Typus des Museumsführers geschaffen, der das Kunstwerk als Resultat wirtschaftlicher und geschichtlicher Voraussetzungen deutet. Durch Geschichte und Kultur Schlesiens im ersten Jahrhundert preußischer Herrschaft werden wir so lebendig geführt, daß das Museumsobjekt zu sprechen beginnt, alle seine Geheimnisse preisgibt und zur Illustration der Geschichte wird.

Vom Wohnanlagen, aus den Räumen der preußi-

schen Könige von Friedrich dem Großen bis zu Friedrich Wilhelm IV., deren Wohnkultur man voller Takt und Liebe rein erhalten hat, führt uns dieses kleine Werk organisch zum Wohn-Einzelnen, zum Gebrauchs- und Ausstattungsstück, wie es schlesische Handwerker geschaffen haben. Handwerklich fundiert ist und bleibt das schlesische „Kunstgewerbe“ selbst noch in dieser ihr vorgeführten Zeitspanne (ausgehendes Barock bis Mitte 19. Jahrhundert), die doch schon überwiegend im Zeichen des Manufaktur-Betriebes steht, an der Grenze von kunst-

handwerklicher Einzelleistung zu fabrikmäßiger Massenproduktion. Vielleicht ist es mehr als ein Zufall, daß dieser wirtschaftliche und soziale Wandel Hand in Hand geht mit einem politischen und kulturellen. Die Eroberung Schlesiens durch Friedrich den Großen ist das für die Geschichte des Schlesischen Handwerks einschneidende Ereignis, und nicht nur im Sinne einer wirtschaftlichen und kulturellen Neuorientierung, mehr noch, mit seinem Namen als Förderer oder Gründer sind eine ganze Reihe schlesischer Kunsthandwerksbetriebe eng verknüpft: die Fayence-Fabrikation in Proskau, die Leinendamast-Bildweberei und die Kunstglasindustrie in den Tälern des schlesischen Gebirges, und schließlich ist auch für den Gleiwitzer Eisenkunstguß die durch ihn erfolgte Erschließung des oberschlesischen Industriegebiets die Voraussetzung gewesen. Alle diese Zweige des schlesischen Kunsthandwerks werden im Führer an Hand des Museumsmaterials im historischen Entwicklungs-Zusammenhang behandelt. Auch darf nie vergessen werden, welche Auftragsmöglichkeiten das schlesische Handwerk durch den Breslauer Schloßbau Friedrichs des Großen erhalten hat — ein, wenigstens partiell, glücklich gelöstes Arbeitslosenproblem jener Tage! Der Schloßführer erzählt eingehend, gestützt auf exakteste Archivarbeit, von diesen schlesischen Handwerker-Aufträgen, und ergibt darüber hinaus im Umriß eine Geschichte des schlesischen Kunsthandwerks vom 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts auch für die Kapitel, die bisher noch nicht Gegenstand speziellen Studiums gewesen sind, wie z. B. der schlesischen Möbelkunst. So wird dieser Führer, abgesehen von seinen sonstigen Verdiensten, zu einem knappen Kompendium des späten schlesischen Kunsthandwerks. *Dr. Ernst Scheyer*

**Günther Grundmann: Schlesische Architekten im Dienst der Herrschaft Schaffgotsch und der Propstei Warmbrunn.** Straßburg 1930.

Dieses vorzüglich gearbeitete Buch gibt viel mehr, als sein Titel ahnen läßt, es gibt eine Entwicklungsgeschichte der schlesischen Architektur vom 17. bis 19. Jahrhundert. Österreichisches Barock spiegelt sich in ihm ebenso wie preußischer Klassizismus! An beiden Stilen — und es sind mehr als nur Kunststile — hat das Schlesiertum einen bedeutenden schöpferischen Anteil.

Die Baugeschichte des kleinen Badeorts Warmbrunn, wo geistliche (die Propstei, die Grüssau unterstand) und weltliche Macht (das gräflich Schaffgotsche Haus, späterhin unterstützt von den kgl.-preußischen Baudirektoren) einander ablösen, weist eine überraschende Namensfülle von Architekten auf, deren Schaffen Grundmann erstmalig herausstellt.

Für die erste Bauperiode gewinnt die Beziehung zu Grüssau Bedeutung, da die für Grüssau tätigen Baumeister auch in Warmbrunn zu finden sind und

umgekehrt. So Martin Urban, der Erbauer des „Langen Hauses“ in Warmbrunn (1689—93) und der Grüssauer Josephskirche; Elias Scholtz, der Erbauer des „Campanile“ der kath. Kirche in Warmbrunn (1709—12), eines Werkes, an dem die Propstei und der Graf beteiligt sind. Gemeinsame Baufürsorge gilt auch den Bäderrundbauten (jetzt abgerissen), die im Kern aus dem 17. Jahrhundert stammten. Der etwas zeitrückständige Schloßbau I. G. Rudolfs (1784 bis 1786) nimmt eine Zwischenstellung zwischen den Stilen ein. Sein Erbauer ist als letzter in der Reihe der Warmbrunner Architekten auch noch sehr wesentlich für Grüssau tätig.

Die klassizistischen Bauten, die uns heute noch die weltliche Seite des alten Bades Warmbrunn repräsentieren: die „Galerie“ von Geisler (1797—99), die „Orangerie“ von Mallickh (1820), das Kurtheater von Tollberg (1836) erwachsen im Geist des älteren Langhans, Christian Valentin Schultzes — dessen Entwurf für das geplante Breslauer Stadtpalais der Schaffgotsch (1805) Grundmann gefunden hat — und Schinkels.

Der Abbildungsteil, der viele unveröffentlichte Entwürfe, alte Ansichten und Baurisse bringt, ist ausgezeichnet zusammengestellt, der Text klar und gerecht, keineswegs überschwinglich im Urteil, doch von der Liebe eines Mannes getragen, der an der Wiedererweckung seiner engeren Heimat Warmbrunn als Forscher und Organisator einen bedeutenden Anteil hat.

*E. Sch.*

**Die landwirtschaftlichen Verhältnisse des Bober-Katzbach-Gebirges (Ein Beitrag zur Agrar-geographie Schlesiens).** Von Privatdozent Dr. phil. **Alfons Haase**, Assistent am Institut für Wirtschaftslehre des Landbaues an der Universität Breslau. Arbeiten aus dem Institut für Wirtschaftslehre des Landbaues an der Universität Breslau. Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1930. 190 S.; verschiedene Abbildungen. Preis 6,50 RM.

Der Verfasser nimmt sich einer gewissenhaften Untersuchung der Landwirtschaft eines schönen Teiles unserer Heimat, des Bober-Katzbach-Gebirges, an. Ein einleitendes Kapitel ist den geographischen Grundzügen gewidmet. Die Betrachtungen über die Boden- und Klimaverhältnisse als die natürlichen Produktionsbedingungen sind von der dem ganzen Buche eigen-tümlichen peinlichen Exaktheit getragen. Ähnlich der Grafschaft Glatz weist auch unser Bergland, das klimatographisch zum schlesisch-sächsischen Gebirgs-kreis gehört, besondere Eignung für Grünland auf. Der Gebirgscharakter des Landes und das im Vergleich zur schlesischen Ebene ungünstige Klima bedingen eine Wirtschaftsweise mit tieferer Intensitätsstufe. Die mögliche Veränderung der natürlichen und der ständige Wechsel der landwirtschaftlichen Grundlagen für die Produktion erfordern von der Landwirtschaft, sich immer wieder den gegebenen Verhältnissen aufs neue anzupassen. Eine reizvolle

Originalität des Autors, dessen Idee man sich gern zu eigen macht, liegt in den Ausführungen über empirische und rationale Denkweise, über die Wirksamkeit praktischer Erfahrung und vernunftgemäßer Überlegung bei beliebigen Betriebsmaßnahmen und dem Entstehen landwirtschaftlicher Wirtschaftssysteme: Erfahrung und Vernunft haben beide zusammen „an dem Bildwerke der Betriebsformen“ mitgewirkt.

Interessant und sehr beachtlich ist die Erweiterung der „Intensitäts-Indikatoren-Terminologie von Krzymowski“ auf alle landwirtschaftlichen Betriebsmittel (Seiten 47 und 51). Ein lebendiger, agrarhistorischer Abschnitt leitet zu den gegenwärtigen Betriebsverhältnissen (Verkehrslage, Bevölkerungsverhältnisse, Betriebsgrößenverteilung usw.) über. Die geringere Fruchtbarkeit des Berglandes wird durch den Grundsteuerreinertrag von 0 bis 40 Mark belegt (vgl. Gegenden von Liegnitz, Jauer und Striegau mit einem solchen von 40—50 Mk. und darüber). Das Reichsbewertungsgesetz von 1925, das 21 Ertragswertklassen kennt, stuft hier vornehmlich von der 15. bis zur 18. Klasse ein. Entsprechend der bergigen Gegend herrscht der Bauernbesitz vor. Als vorwiegendes Fruchtfolge-system ist die verbesserte Dreifelderwirtschaft mit besömmelter Brache anzusehen, welche die Merkmale einer mediären Betriebsform trägt. Bei der Charakterisierung der bäuerlichen und der Großbetriebe vermittelt uns der Autor durch seine liebevolle klare Beschreibung eine lebhaftere Vorstellung der Haustypen, Wirtschaftsgebäude, Hofanlagen, kurz überhaupt des gesamten ländlichen Milieus. Man verspürt die Liebe des Schreibers, die über seine sachliche Arbeit hinaus den auf der Scholle Ringenden, den schaffenden Menschen gehört. Landflucht und Arbeiterverhältnisse werden erörtert. Das landwirtschaftliche Schul- und Beratungswesen, das rege Vereinsleben, die aktuellen Fragen des Genossenschaftslebens und der Kreditbeschaffung sind gebührend berücksichtigt. Aus der Fülle des mit großer Sorgfalt bearbeiteten Materials der Kapitel „Die Betriebszweige im besonderen“ vermag ich hier nicht Einzelheiten herauszugreifen. Wie ein unsichtbarer roter Faden zieht es sich durch das Ganze, wenn immer wieder die Maßnahmen besondere Betonung finden, welche der Erzielung der Betriebs-harmonie und der bestmöglichen Rentabilität eines Landgutes dienen können. Es kommt nicht darauf an, fortwährend zu intensivieren, sondern den optimalen Intensitätsgrad zu wählen. — Vor uns liegt ein Buch, dessen Verfasser, der selbst in der Praxis als Versuchsringleiter erfolgreich tätig gewesen ist, das Verdienst zukommt, nicht allein die Forschungen des Theoretikers zu befruchten, sondern auch dem praktischen Landwirt Anregungen und lehrreiche Fingerzeige zu geben. Außerdem wird es sich warme Freunde aus dem Kreise der Heimatkundler gewinnen. Für denjenigen aber, dem die Agrargeographie eine wissenschaftliche Disziplin bedeutet und der das

Höchste einer Wissenschaft nicht in einer technischen oder naturwissenschaftlichen Partikularerscheinung erblickt, sondern im Pulsschlag der Zeit von der Vergangenheit über die Gegenwart zur Zukunft ein organisches Werden fühlt, ist das Werk eine wertvolle Bereicherung des Bücherschatzes.

Wolfgang Hintze.

### Bücher-Eingänge:

**Ernst Sommer: Der Hirschberger Kessel.** Eine landeskundliche Studie. Veröffentlichungen der Schles. Ges. f. Erdkunde und des Geographischen Instituts der Universität Breslau. Heft 9. Marcus, Breslau 1930. 4.— RM.

Die nähere Umgebung der Stadt Hirschberg, der Hirschberger Kessel, ist dem Wanderer durch den gegensatzreichen Wechsel kleiner Tal- und Berglandschaften bekannt. Die vorliegende Arbeit gibt, durch zahlreiche Karten unterstützt, eine knappe Darstellung dieses Gebietes. Sie behandelt im Hauptteil die natürlichen und kulturellen Verhältnisse im allgemeinen. Daran schließt sich die Schilderung der Teillandschaften, aus denen sich der gegenüber seiner Umgebung scharf hervortretende geographische Raum zusammensetzt.

H. Ouvrier.

**Gerhart Hauptmann: Die Spitzhacke,** ein phantastisches Erlebnis, S. Fischer, Verlag, Berlin.

Diese Erzählung wurde in dem Dichter durch die Mitteilung ausgelöst, daß sein Geburtshaus — das Hotel zur Krone in Salzbrunn — der Spitzhacke verfallen müsse. Die kurze phantastische Geschichte zeigt Hauptmann in vollster Beherrschung großen dichterischen Stils. Freilich fehlt dieser Schrift, wie Alterswerken nicht selten, der warme Hauch der Lebendigkeit, so daß dem Leser immer nur ein Erstaunen, niemals eine Erschütterung zuteil wird.

F. L.

**50 Köpfe von Paul Schulz,** Breslau 1930. Das Buch gibt eine Sammlung der Bildnisleisten und Bildnisreliefs von Paul Schulz, in dessen Leben und Schaffen Geleitworte von Professor Buchwald und Dr. Erich Bohn einführen.

**Dr. Victor Engelhardt: Weltbürgertum und Friedensbewegung.** I. Bd. Orient — Antike — Christliches Mittelalter. 1930. Neuer Breslauer Verlag.

Mit diesem Buche erscheint der erste Band eines Werkes, das die stadtkulturgeschichtlichen Grundlagen der weltbürgerlichen Idee und der Friedensbewegung darstellt.

**Hans Richmart: Praktische Anleitung zum erfolgreichen Seidenbau.** Leben und Aufzucht des Seidenspinners, Anzucht und Kultur der Maulbeere. Mit 91 Einzelbildern im Text, einer Landkarte, zwei Zuchttafeln und einer Kunstbeilage. — Vierzehnte Auflage. Martin Salzmann-Verlag, Dessau.

# Schlesisches Himmelreich

## Eine lustige Fehde

Holtei erzählt in seinen Erinnerungen folgende lustige Geschichte:

Wie überall so ging auch in jenen Jahren in Breslau der Streit um Rossini und sein Opernschaffen. Ein besonders hitziger Gegner Rossinis war der Justizkommissar Stöckel der keinen musikalischen Unterricht empfangen hatte, aber eine außerordentliche musikalische Begabung besaß, — war er doch imstande, stundenlang auf dem Klavier zu phantasieren, und es hörte sich an wie die Träume eines Meisters. Deshalb galt sein Urteil bei den Breslauer Musikfreunden auch viel. Als nun der damalige Kapellmeister am Breslauer Stadttheater, Bierey, Rossini zur Aufführung brachte, war Stöckel nicht wenig ergrimmt. Er machte folgendes Silbenrätsel auf Biereys Namen:

Das Erste trinkt man das Zweite ißt man,  
Das Ganze vergißt man.

Bierey rächte sich dafür auf folgende Weise. Als er Rossinis „Italienerin“ zur Aufführung brachte, legte er an Stelle der Sortita (Schicksalsarie) der Isabella, die ihm wenig wirksam erschien, ein anderes Musikstück ein. Nach der Aufführung befragte er Stöckel, ob er denn nicht wenigstens in diesem Werk den Melodienreichtum Rossinis und die Frische der Erfindung bewundere. „Keineswegs“, entgegnete Stöckel, „es ist Schund, wie alles, was von ihm kommt.“ — „Aber die Auftrittsarie der Isabella?“ fragte Bierey weiter, „die, dächt ich doch, wäre schön?“ — „Die ist gerade das Niederträchtigste in der ganzen Oper“, war die Antwort. Jetzt nahm Bierey die sauber abgeschriebene Partitur der Arie aus der Tasche und überreichte sie: es war eine ältere Arie von Mozart.

Aus „Kunst und Volk“.

## Kindermund

Man schreibt uns: Schwer ist es für einen Kinderkopf, die Namen aller Ordensklöster auseinanderzuhalten. Unsere Kleine hat daher unbewußt zur Mnemotechnik ihre Zuflucht genommen. An unserer Straßenecke ist das Bild eines Mönchs mit Kutte und der Überschrift „Augustinerbräu“ zu sehen. Dieses Bild hat sie als Hilfsmittel gewählt um sich für die Religionsstunde die Ordensbrüderschaft Luthers einzuprägen. Und das Unglück schreitet schnell! Befragt, was Luther zum Eintritt ins Kloster bestimmte, antwortet sie mit sicherer Stimme: „Als Luther merkte, daß er nicht vom Blitz erschlagen war, ging er in's Augustinerbräu.“

## Menzel ist auch einmal liebenswürdig.

Menzel begutachtete eines Tages die Porträtzeichnung einer ihm bekannten Malerin. „Wen stellt das dar?“ fragte er. — „Wenn Sie das nicht erkennen, muß die Zeichnung sehr schlecht sein,“ meinte die Dame betrübt, „es ist die Kaiserin.“ — „Nun, ich bin sehr klein und sehe die Kaiserin immer nur von unten“, tröstete Menzel gutmütig, „Sie sind sehr groß und sehen sie daher nur von oben, deswegen konnte ich wohl das Bild nicht erkennen.“

## Der knauserige Menzel.

Menzels Knauserigkeit ist bekannt. Einst fuhr er im Sechser-Omnibus nach Hause. Als der Schaffner das Billet-Geld von ihm verlangte, suchte er in allen Taschen nach einem Fünfpfennigstück, konnte aber zu seinem Ärger keins finden. Schließlich gab er einen Zehnpfennig. Der Schaffner sah ihn ob dieser ungewohnten Freigebigkeit groß an, legte dann die Hand militärisch an die Mütze und sagte: „Danke sehr, Exzellenz!“ — Unwillig erwiderte Menzel: „Danken Sie mir erst, wenn Sie mir herausgegeben haben!“ — Da richtete sich der Schaffner ganz gerade auf: „Das können Sie haben und mein Dankschön dürfen Sie noch dazu behalten, so bin ick, Herr Malermeister.“ — Menzel schwieg.

## Die Steuerschraube

In der letzten Walpurgisnacht, erzählt Paul Keller in der „Bergstadt“, erschien zu mitternächtiger Stunde im Folterturm in Nürnberg eine Spukgestalt. „Wer bist du?“ fragte die Eiserne Jungfrau. „Ich bin die Steuerschraube“, sagte die Spukgestalt. Da schrie die Eiserne Jungfrau und mit ihr schrien die Daumenschrauben, die Streckbank und alle anderen Foltergeräte: „Geh' weg von uns, du bist uns zu grausam.“

## Biblische Geschichte

Man schreibt uns:

Ich unterhalte mich mit Peter — er ist 6 Jahre alt — über biblische Geschichte.

„Also weißt du, da waren Ava und Eva —“

„Nein“, unterbreche ich ihn, „der heißt Adam.“

„Na ja schön, is ja egal, also Adam und Edam . . .“

# MÖBEL

# HERRMANN WILL

WERTARBEIT  
ZU ZEITGEMÄSS  
BILLIGSTEN  
PREISEN

AUSSTELLUNG: NEUE TASCHENSTR. 16  
FABRIK: SCHOENSTRASSE 24

Der erwerbstätige  
Mittelstand bringt seine  
**Spargelder**

bei günstiger Verzinsung  
nur zum  
**Breslauer**

**Bankverein**

E. G. m. b. H. Gegr. 1896

**Blumenstraße 8**  
(Sitz der Handwerkskammer)

Betriebsmittel:  
**6 000 000 RM.**

**BÜCHER**

**BINDET**

**BILLIG**

**BUCHBINDEREI**

**BUTZBACH**

**BRESLAU 1**

Herrenstraße 20

Fernspr. 50036

**Lassen Sie Ihre Bücher  
nicht ungebunden**

liegen, sondern schmücken Sie mit  
dem gebundenen Buch Ihr Heim. Sie  
erhalten sich auch wertvolle Schätze.

Geschmackvolle Einbände führt aus

**Emil Fischer vorm. P. Eckstein**

Telefon  
23372

Buchbinderei

**Breslau 1, Hummerei 26/27**

**Jeder Handwerker  
benutze die Gewerbeförderungsstelle**

Die Handwerkskammern Breslau, Liegnitz und Oppeln unterhalten eine gemeinsame **wissenschaftliche Zentralstelle**, die an die Technische Hochschule zu Breslau angegliedert ist. Die Einrichtungen der Hochschule und der technischen Versuchshalle für das Handwerk (Breitestr. 25) können für dieses nutzbar gemacht werden. Jeder Handwerker kann durch Vermittlung der Gewerbeförderungsstelle dort seine Werkstoffe kostenlos untersuchen lassen. Die **Gewerbeförderungsstellen der Handwerkskammern** sind neutrale Beratungs- und Auskunftsstellen, die allen Handwerkern kostenlos zur Verfügung stehen.

Es werden Bezugsquellen nachgewiesen, Rentabilitätsberechnungen durchgeführt und Ratschläge zur Erhöhung der Wirtschaftlichkeit der Betriebe gegeben. Sämtliche Auskünfte werden, auch wenn sie schriftlich und ausführlicher abgegeben werden müssen, unentgeltlich erteilt. Wer eine Auskunft in betriebswirtschaftlichen Fragen haben will, wende sich an die Gewerbeförderungsstelle der Handwerkskammer Breslau, Blumenstr. 8, Liegnitz, Bitschenstr. 15 und Oppeln, Vogtstr. 25.